

# Postmigrantische Töne



© Foto: David Favrod

Exploration der Migrationsgesellschaft  
Schweiz am Beispiel eines Audiofeatures  
und einer diskursanalytischen Untersuchung

Masterthesis  
Dossier Theorie und Methodik

**Michelle  
Akanji**

Postmigrantische Töne  
Exploration der Migrationsgesellschaft Schweiz am Beispiel eines  
Audiofeatures und einer diskursanalytischen Untersuchung

Dossier Theorie und Methodik

Masterthesis  
Michelle Akanji  
Zürcher Hochschule der Künste  
Master Art Education Kulturpublizistik  
Frühlingssemester 2018  
Mentor Praxis: Claudio Bucher  
Mentor Theorie: Ruedi Widmer

2	Eidesstattliche Erklärung
3	Factsheet
4	Überblick
7	Dank
8	Theoriearbeit
31	Fazit
33	Prüfungstexte
61	Anhang

## Eidesstattliche Erklärung

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Masterthesis selbstständig verfasst und keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt habe, alle Ausführungen, die anderen Schriften wörtlich oder sinngemäss entnommen wurden, kenntlich gemacht sind und die Arbeit in gleicher oder ähnlicher Fassung noch nicht Bestandteil einer Studien- oder Prüfungsleistung war. Ich habe vom § 16 der ASO Kenntnis genommen.

Datum:

Unterschrift:

# Factsheet

Diese Masterarbeit geht der Frage nach, wie postmigrantisches Schreiben aussehen kann. Auf theoretische und praktische Weise wird erörtert, wie Migrationserfahrungen und Mehrfachzugehörigkeiten als gesellschaftliche Normalität im Kulturjournalismus auftreten können. Eine paradoxe Situation bildet die Ausgangslage: Globale Wanderungen verändern und formen gesellschaftliche Realitäten. So auch in der Schweiz. Die Schweiz ist eine Migrationsgesellschaft, weil sie durch und von Migration geprägt ist – früher und heute. Doch die Migrationsgesellschaft entspricht nicht dem gesamtschweizerischen Selbstverständnis. Dieser Widerspruch zeigt sich oft in den Schweizer Massenmedien.

Auch im Kulturjournalismus – dem Berufsfeld der Autorin – werden gesellschaftliche Entwicklungen und soziale Realitäten wie die Migration reflektiert und in Diskurse eingebunden. Gleichzeitig ist der Kulturjournalismus seinerseits geprägt von kulturellen Diskursen und steht somit in einer Wechselwirkung mit dem Selbstverständnis einer Gesellschaft. Dieses Spannungsfeld zwischen Diskursmacht und Wirklichkeit wird in einer angewandten kulturwissenschaftlichen Theoriearbeit kritisch untersucht. Sie ergründet, wie eine kulturjournalistische Radiosendung die Migrationsgesellschaft diskursiv verortet. Die Erkenntnisse einer diskursanalytischen Untersuchung dienen als Wissenshintergrund für die Praxisarbeit und sensibilisieren die journalistische Praxis über diese Arbeit hinaus.

In der Praxisarbeit wurde das postmigrantisches Schreiben umgesetzt. Entstanden ist ein 45-minütiges publizierbares Audiofeature, in dem sich eine Tochter dem fremd-vertrauten Verhältnis zu ihrem Vater stellt. Das Porträt, verwoben in ein Selbstporträt, macht die Komplexität der Migrationsgesellschaft hörbar. Und es beschreibt eine mobile, flüchtige Welt, in der die Vielschichtigkeit einer Gesellschaft nicht Sonderfall, sondern Normalität ist.

# Überblick

Die vorliegende Abschlussarbeit im Master Kulturpublizistik umfasst ein publizierbares Audio-Feature und eine begleitende kulturwissenschaftliche Theoriearbeit.

Das Ziel beider Teile der Arbeit war eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Frage, wie postmigrantisches Schreiben im Kulturjournalismus aussehen kann. Dies entstand aus einem persönlichen Zugang: Als Kulturpublizistin und aus einer Familie mit Migrationserfahrung stammend, sehe ich eine Dringlichkeit darin, neue Perspektiven in die Schweizer Medienlandschaft einzubringen. Diese Masterarbeit ist somit auch ein Grundstein für meine künftige publizistische Arbeit.

## 1 Theoriearbeit

### Neue Normalität: Migrationsgesellschaft Schweiz

#### Diskursanalytische Untersuchung am Beispiel der Hintergrundsendung *Kontext*

##### 1.1 Ziele, Fragen, Vorgehen

Die vorliegende Arbeit blickt kritisch auf den gegenwärtigen Kulturjournalismus. Es wird untersucht, wie ein etabliertes kulturjournalistisches Medienformat die Migrationsgesellschaft diskursiv verortet. Das Ziel der Auseinandersetzung ist ein Erkenntnisgewinn als Grundlage für die eigene Praxis.

Die Welt ist in Bewegung. Globale Wanderungen verändern und formen gesellschaftliche Realitäten. So auch in der Schweiz. Die Schweiz ist eine Migrationsgesellschaft, weil sie durch die Migration geprägt ist. Doch die Migrationsgesellschaft entspricht nicht dem gesamtschweizerischen Selbstverständnis. Diese paradoxe Situation bildet die Ausgangslage für diese Theoriearbeit.

Grundlegend ist die Annahme, dass die Migrationsgesellschaft in der Schweiz als "normale Abweichung" vermittelt wird. Anders als andere gesellschaftliche Phänomene – wie etwa die Wissensgesellschaft – gilt die Migrationsgesellschaft nicht als gesellschaftliche Normalität. Normalitäten werden laut dem Literaturwissenschaftler Jürgen Link durch Diskurse und dynamische Prozesse der Grenzverschiebung generiert. Durch diese Dynamik – Normalismus genannt – verschieben sich im Laufe der Zeit die Normalitätsgrenzen und regeln dadurch die gesellschaftliche und kulturelle In- und Exklusion. Die Migrationsgesellschaft als gesamtgesellschaftliches Selbstbild der Schweiz bleibt – so die erste Prämisse dieser Arbeit – im Grenzfeld verhaftet. Die Masterarbeit nimmt Links Ansatz des Normalismus als Ausgangspunkt, um Normalitäten und ihre Abweichungen im Mediendiskurs kritisch zu hinterfragen. Die Forschungsfrage "Mit welchen diskursiven Praxen geht das Feuilleton mit der Migrationsgesellschaft als 'normale Abweichung' um?" geht dem auf den Grund.

Dem Kulturjournalismus, als Ort, wo gesellschaftliche Entwicklungen und Phänomene reflektiert werden, kommt eine vermittelnde Rolle zu: Hier werden soziale Realitäten wie die Migration erklärt und in Diskurse eingebunden.

Gleichzeitig ist der Kulturjournalismus selber geprägt von kulturellen Diskursen und steht somit in einer Wechselwirkung mit dem Selbstverständnis einer Gesellschaft. Diskurse üben laut Michel Foucault Macht aus, weil sie Wissen transportieren. Dieses Wissen ist die Basis für Handlungen und die Gestaltung von Wirklichkeit. Die zweite Prämisse ist demnach, dass sich in der diskursiven Verortung der Migrationsgesellschaft in kulturjournalistischen Texten ein Spannungsfeld zwischen Wissen, Macht und Wirklichkeit identifizieren lässt. Deshalb wurde anhand der zweiten Forschungsfrage "Welche dominanten Diskurse lassen sich im Feuilleton finden, wenn die Migrationsgesellschaft thematisiert wird?" die Diskursmacht des Kulturjournalismus genauer untersucht.

Die Fragen wurden zunächst in einen theoretischen Kontext gebettet. Eine Auseinandersetzung mit den Begriffen Migrationsgesellschaft, Postmigrantisches Gesellschaft und Normalismus ergaben zwei Hypothesen. Erstens, dass die Migrationsgesellschaft diskursiv an einzelnen migrantischen Subjekten festgemacht wird und zweitens, dass sich die dominanten Diskurse im Spannungsfeld zwischen "Probleme" und "Potenzial" bewegen. Diese Hypothesen wurden mit Instrumenten der kritischen Diskursanalyse von Siegfried Jäger in drei Ausgaben der Hintergrundsendung *Kontext* des Schweizer Radio und Fernsehen beispielhaft untersucht. Auf Grundlage der Diskussion der Resultate und unter Hinzuziehen der behandelten Theorie wurden schliesslich richtungsweisende Erkenntnisse für die eigene publizistische Praxis formuliert.

## 1.2 Erläuterung und Begründung der Methode

Die kritische Diskursanalyse nach Siegfried Jäger erwies sich als fruchtbar für die Forschungsfragen, weil Siegfried Jäger sich an Jürgen Links Normalismus als Analysekategorie und Michel Foucaults Diskursverständnis der Verschränkung von Wissen, Macht und Wirklichkeit orientieren. Aus dem von Jäger zur Verfügung gestellten "Werkzeugkiste" wurden einige Instrumente gewählt, um beispielhaft diskursive Strukturen in der Sendung *Kontext* offenzulegen – es wurde also keine vollständige Diskursanalyse durchgeführt. Um eine allgemeingültige Aussage über das Schweizer Feuilleton zu treffen, müssten weitere Titel untersucht werden. Und um das Verhältnis von Diskurs und Wirklichkeit besser zu veranschaulichen, müsste in einem nächsten Schritt eine Dispositivanalyse durchgeführt werden. Diese betrachtet unter anderem auch das Zusammenspiel von diskursiven und nicht-diskursiven Praxen.

Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess dieser Masterarbeit ist auf drei Ebenen zu betrachten: Die in der Einleitung getroffenen Prämissen fundieren auf dem Wissensstand der Autorin, der im Verlauf des Masterstudiums erarbeitet wurde. Semesterarbeiten über kulturelle Hybridität, kosmopolitische Räume der Literatur und die postkoloniale Kritik der Repräsentation dienten deshalb als impliziter Wissenshintergrund bei der Formulierung der Forschungsfragen. Deren deduktive Ableitung in zwei Hypothesen für den empirischen Teil anhand der Theorie bildet die zweite Erkenntnisebene. Diese Hypothesen waren ebenfalls sehr wichtig, um das zu untersuchende Feld einzuschränken. Durch das induktive Verifizieren mittels der kritischen Diskursanalyse liessen sich auf einer dritten Ebene Erkenntnisse für die Praxis herstellen. Diese könnten jedoch auch Ausgangslage für weitere Forschungsprojekte sein. In weiteren Studien würde sich eine historische Diskursanalyse des Potenzialdiskurses anbieten oder es könnte detaillierter auf die gegenwärtige Verwendung des Kulturbegriffes im

Kulturjournalismus eingegangen werden. Mit den für die Praxis generierten Erkenntnissen wäre ein Gespräch mit der Redaktion der Sendung *Kontext* denkbar.

## 2 Praxisarbeit

### Vaterland

#### Audiofeature von Michelle Akanji

##### 2.1 Ziele und Prozess

Das formale Ziel der Praxisarbeit war, einen Hörbeitrag zu schreiben und selber zu produzieren. Die erste Herausforderung lag darin, erstmals mit einem Audio-medium zu arbeiten und gleichzeitig ein publizierbares Produkt herzustellen. Eine langjährige Begeisterung für das Podcasten und die Lektüre zu gegenwärtigen Entwicklungen im Bereich "Personal Narrative Podcasting", "Crafted Audio" und Narration in fiktionalen Filmen und Hörbüchern generierten einen hohen Anspruch an den Beitrag. Das Schreiben und Recherchieren fürs Hören erwies sich als eine weitere Möglichkeit, um publizistisch tätig zu sein. Die zweite Herausforderung war, eine journalistische Arbeit zu produzieren, wobei die dokumentarische Ebene des Beitrags mit essayistischen, fiktional anmutenden Elementen angereichert war. Da viel Zeit für die Produktion eingerechnet wurde, konnte einige Stilrichtungen ausprobiert werden, um schlussendlich zu einem zufriedenstellenden Endresultat zu kommen. Dem Arbeitsjournal im Anhang sind detailliertere Erkenntnisse zu entnehmen.

Das inhaltliche Ziel war, explizit eine reale Lebensgeschichte zu erzählen und dem Publikum implizit Migrationserfahrungen und Mehrfachzugehörigkeiten als gesellschaftliche Normalität zu vermitteln. In Anlehnung an die Theoriearbeit wurde in der Recherche darüber reflektiert, was über die Migrationsgesellschaft jenseits der dominanzkulturellen Diskurse sagbar wäre. Die Ausgangslage bildete eine persönliche Geschichte, in der eine Tochter sich dem fremd-vertrauten Verhältnis zu ihrem Vater stellt. Dieser lebt zwar im selben Land, doch in einer anderen Gegenwart. Ihre distanzierte und doch enge Beziehung ist eine Metapher für die Ambivalenz der Migrationsgesellschaft: die in der Theoriearbeit erörterte "normale Abweichung" aber auch der Zwischenraum, in dem eine postmigrantische Gesellschaft imaginiert werden kann.

##### 2.2 Form und Anspruch des Resultats

Der Beitrag richtet sich an ein kulturinteressiertes, gesellschaftskritisches, audio-philisches Publikum mit und ohne Migrationserfahrungen.

Die Autorin entschied sich in der Herangehensweise für eine kreative Form des Gesprächsporträts und des Selbstporträts, um mittels Figuren über gesellschaftliche Fragen aber auch die eigene Identität zu reflektieren. Die aus der Theorie gewonnen Ansprüche waren einerseits, in den Gesprächen die unterschiedlichen Lebensrealitäten – aber auch unterschiedliche ideologische Räume – der beiden Figuren hörbar zu machen. Andererseits wird durch eine selbstverständliche Mehrsprachigkeit und der Form eines fast flüchtigen Übersetzens gezeigt, von welcher Bedeutung Sprache in migrationsgesellschaftlichen Kontexten ist: Sie ist ein Scharnier, das über Zugehörigkeit und Exklusion in einer Gesellschaft bestimmt.



Entstanden ist ein 45-minütiges Audiofeature in schweizerdeutscher, deutscher und englischer Sprache, das Dialoge, Selbsterzählungen und Musik verknüpft. Es orientiert sich stilistisch und formell am Format *Das Feature* im Hörfunkprogramm Deutschlandfunk Kultur oder am Format *Intimité* des Webradios ARTE Radio. Das Audiofeature wird vorerst auf der Website [www.michelleakanji.ch](http://www.michelleakanji.ch) veröffentlicht.

# Dank

Ich möchte mich bei meinem Vater Abimbola Akanji für sein Vertrauen bedanken. Danke, dass du immer an mich glaubst.

Ein herzlicher Dank geht an meine Mentoren Claudio Bucher und Ruedi Widmer für die wertvolle Beratung und Unterstützung, Franziska Meierhofer für die inspirierenden Gespräche weit über diese Masterarbeit hinaus, Sarah Bleuler für das kritische Auge und das Gegenlesen, Seraina Ludwig und Sarah Akanji für das gewissenhafte Korrektorat, Dominik Wolfinger für die wertvollen Feedbacks auf das Skript, Christoph Keller und Jochen Kiefer für die Beratung in der Konzipierung des Audiofeatures, Fabian Schwander für das Programmieren und die Gestaltung der Website und vor allem für die Geduld und vieles mehr, Florian Schär für das Mastering des Audiofeatures, Angela Mathis für die Hilfe bei der Gestaltung und an meine Familie für die uneingeschränkte Unterstützung in all meinen Projekten.

# Theoriearbeit

Neue Normalität: Migrationsgesellschaft Schweiz  
Diskursanalytische Untersuchung am Beispiel der  
Hintergrundsendung *Kontext*

# Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	10
1.1	Ausgangslage: Ein Beispiel	10
1.2	Kontext: Migrationsgesellschaft Schweiz	10
1.3	Zielsetzung	12
1.4	Fragestellung	12
1.5	Aufbau	13
2	Theoretische Grundlagen	13
2.1	Migrationsdebatte	13
2.1.1	Migrationsgesellschaft	13
2.1.2	Postmigrantische Gesellschaft	15
2.2	Normalität und Normalismus	16
2.2.1	Normalismus: Begriffsdefinition	16
2.2.2	Interdiskurs	17
2.2.3	Faszinationstyp der nicht-normalen Fahrt	17
2.3	Zusammenführung und Hypothesen	18
3	Kritische Diskursanalyse	19
3.1	Methode	19
3.2	Vorgehen	20
3.3	Resultate	21
4	Diskussion der Resultate und Interpretation	23
4.1	Sprache als Spiegel der Rollen	23
4.2	Hybride und ethnisierende Kulturbegriffe	24
4.3	Zwischen postmigrantischer Kritik und Problematisierung	25
4.4	Erfolg als Potenzial	26
5	Schlusswort: Erkenntnisse	27
6	Literaturverzeichnis	29

# 1 Einleitung

Die vorliegende Theoriearbeit ist Teil einer Masterarbeit und ergründet, welche Diskurse in kulturjournalistischen Texten für die Migrationsgesellschaft Schweiz bestimmend sind. Die Erkenntnisse dieser theoretischen Auseinandersetzung dienen als Wissenshintergrund für eine Praxisarbeit, welche die Komplexität der Migrationsgesellschaft reflektiert und erfahrbar macht. Dieses Vorhaben entstand aus einem persönlichen Zugang: Als Kulturpublizistin aus einer Familie mit Migrationserfahrung sehe ich eine Dringlichkeit darin, postmigrantische Perspektiven in die Schweizer Medienlandschaft einzubringen. Ich setze hiermit einen Grundstein für meine künftige publizistische Arbeit.

## 1.1 Ausgangslage: Ein Beispiel

„Migration, Fremdsein, Anpassung, Integration – das sind alles Begriffe, die ich in meinem Text gar nicht oder nie unkommentiert gebraucht habe. In der Rezeption des Romans tauchen sie sehr häufig auf.“<sup>1</sup>

Melinda Nadj Abonji erhielt 2010 den Deutschen und den Schweizer Buchpreis für ihren Roman *Tauben fliegen auf*. Das Werk wurde im Feuilleton häufig diskutiert und fast durchgängig in der Kategorie „Migrationsliteratur“ rezipiert. Trotz des Romanthemas und der Biografie Abonjis ist Migrationsliteratur eine einseitige Beschreibung, denn genauso gut könnte das Buch als Erinnerungsliteratur oder Familiengeschichte besprochen werden. Die Autorin wies wiederholt darauf hin, dass RezensentInnen in überholte Muster zurückfallen: „Und viele machen sich nicht die Mühe, genauer hinzusehen oder zu recherchieren – sie wiederholen nur noch, legen mich irgendwo ab.“<sup>2</sup> Die Verlockung, Bücher von Menschen "mit Migrationshintergrund" auf ihre autobiografischen Momente abzuklopfen, scheint genauso interessant wie die Aussensicht von Migrationsautoren auf die Schweiz. So kann man sich fragen, ob das Interesse dem Werk oder der Person gilt. Der Autor Catalin Dorian Florescu nennt die Bezeichnung Migrationsliteratur einen „liebvollen aber sanften Ausschluss“.<sup>3</sup>

Dieses Beispiel steht stellvertretend dafür, wie das Migrantische nicht als Normalität der Gesellschaft gesehen wird, sondern als Distinktionsmerkmal zwischen "Hiesigen" und "Gekommenen" verwendet wird. In "etablierten Diskursen, die um Einwanderung [...] kreisen, rangiert Migration immer noch als gesondertes Problem, so als hätte eine im Gegensatz dazu gedachte, wie selbstverständlich als national und weiss geltende "Mehrheitsgesellschaft" damit nichts zu tun", so die Kulturanthropologin Regina Römhild.

## 1.2 Kontext: Migrationsgesellschaft Schweiz

Doch die Migration betrifft nicht nur einen Teil der Schweizer Bevölkerung. In einer Zeit, in der globalen Wanderungen längst zur Norm geworden sind, ist die

<sup>1</sup> Nadj Abonji 2011: 11

<sup>2</sup> Wiederkehr 2011: 1

<sup>3</sup> Das dies kein Einzelfall ist, zeigen die Resultate einer Befragung von 16 Schweizer AutorInnen. Die Befragten sagten aus, dass sie zu wenig an der Qualität der Texte gemessen und oft kategorisiert werden. Eine Rezeption durch die Migrationslinse sei nicht genug. Das Fazit der Studie lautet: Die Erfahrungen der Migration sollen eine universelle Literatur begründen, welche eine Gegenwartsliteratur mit kosmopolitischen Zügen mitprägt. Vgl. Kamm (2014): 182 ff.

Gesellschaft als ganze durch die "Erfahrung der Migration strukturiert"<sup>4</sup>. Die Schweiz ist eine Migrationsgesellschaft. Gegenwärtig fordern insbesondere postmigrantisches ForscherInnen und KünstlerInnen, die Migration als Perspektive und nicht als Gegenstand zu betrachten.<sup>5</sup>

Gleichzeitig zeigt die Kulturwissenschaftlerin Christiane Bischoff in ihrer Dissertation zur medialen Darstellung von Migranten in Schweizer Printmedien auf, dass die Bedeutung ethnischer, nationaler und kultureller Zugehörigkeit in der Schweiz zugenommen hat<sup>6</sup>: „Das Anderssein wird mit Etikettierungen wie ‚kulturelle Unterschiede‘ und ‚ethnische Zugehörigkeit‘ vermarktet und konsumierbar gemacht.“<sup>7</sup>. Dabei treten Subjekte als ikonisierte Erzählfiguren wie "der postmoderne hybride Künstler" auf. Diese Subjekte finden sich in einer paradoxen Position wieder, in der sie zwar sichtbar sind, aber zu sogenannten Migrationsanderen<sup>8</sup> gemacht werden.

Diese Arbeit widmet sich einem kontrovers diskutierten Thema der Schweiz, das einen neuen Blick nach innen fordert: „Das Zeitalter der Moderne ist ohne Migration nicht denkbar. Dennoch hat die Politik immer den Eindruck vermittelt, es handle sich um eine Ausnahmesituation, die zeitlich begrenzt sei. Es gilt, diese Wahrnehmungen der Realität anzupassen“<sup>9</sup>, so Walter Leimgruber, Präsident der Eidgenössischen Migrationskommission.

Dass die Schweiz eine Migrationsgesellschaft ist, jedoch in den Massenmedien – als Spiegel der Gesellschaft – nicht als solche verhandelt wird, wird durch das theoretische Konzept der Normalitäten und des Normalismus verdeutlicht. Der Literaturwissenschaftler Jürgen Link hat diesen Komplex als ein allgegenwärtiges Phänomen moderner westlicher Gesellschaften definiert<sup>10</sup>. Normalitäten werden durch Diskurse und dynamische Prozesse der Grenzverschiebung generiert. Durch diese Dynamik – flexibler Normalismus genannt – verschieben sich im Laufe der Zeit die Normalitätsgrenzen und regeln dadurch die gesellschaftliche In- und Exklusion. An den Grenzen der Normalität „läuten die Alarmglocken unserer modernen Kulturen am schrillsten“<sup>11</sup>, so Link. Und die „Furcht vor Abweichungen“<sup>12</sup> zeige sich häufig in medialen Diskursen. Die widersprüchliche Wahrnehmung und Darstellung der Migrationsgesellschaft Schweiz bewegt sich ständig in diesem Grenzbereich zwischen "normal" und "abweichend". Dieses widersprüchliche Phänomen gilt als erste Prämisse und wird im Folgenden als "normale Abweichung" beschrieben.

Dem Kulturjournalismus<sup>13</sup> kommt eine vermittelnde Rolle zu. Er wird als Ort wahrgenommen, an dem gesellschaftliche Entwicklungen und Phänomene reflektiert werden. Da werden soziale Realitäten wie die Migration erklärt und in

<sup>4</sup> Espahangizi 2016: 3

<sup>5</sup> Siehe Kap. 2.1.2

<sup>6</sup> Bischoff folgert, dass auf Seiten der Medienproduzenten eine Überforderung und starke Ambivalenzen in der Darstellung von Migranten existiert und deshalb auf vorgeprägte Topoi zurückgegriffen wird. Diese Ambivalenz zeigt sich in Medienbeiträgen, in denen Migranten vordergründig positiv als Retter unserer Sozialwerke erscheinen, bei denen aber dadurch zugleich immer auch auf die «Vorstellung traditioneller (kinderreicher) Migrantenfamilien und Geschlechterbilder mit streng patriarchalen Strukturen» (S. 196) zurückgekommen wird, die die Medien an anderer Stelle gerne problematisieren.

<sup>7</sup> Bischoff 2016: 14

<sup>8</sup> Mit dem Begriff „Migrationsandere“ beschreibt Paul Mecheril, dass die Unterscheidung zwischen Migranten und Nicht-Migranten nicht per se existiert. Die Andersheit von Migranten wird immer wieder von Teilen der Gesellschaft konstruiert und resultiert in Festschreibungen und Pauschalisierungen. (vgl. Mecheril 2010, S. 17)

<sup>9</sup> Walter Leimgruber, im Epilog zum Buch Neuland. Schweizer Migrationspolitik im 21. Jahrhundert. Vgl. Lutz (2017)

<sup>10</sup> So, wie bspw. die Schweizer "Leistungsgesellschaft"

<sup>11</sup> Link 2013: 18

<sup>12</sup> Ebd.: 78

<sup>13</sup> Kulturjournalismus wird verstanden als eine gesellschaftsbeobachtende und -kritische Publikationsform, die über die Besprechung von Werken und Berichterstattung von Veranstaltungen hinausgeht.

Diskurse eingebunden. Gleichzeitig ist der Kulturjournalismus selber geprägt von kulturellen Diskursen und steht somit in einer Wechselwirkung mit dem Selbstverständnis einer Gesellschaft.

### 1.3 Zielsetzung

Die vorliegende Arbeit nimmt mit Blick auf den gegenwärtigen Kulturjournalismus eine kritische Haltung ein. Es soll geprüft werden, wie ein etabliertes kulturjournalistisches Medienformat die Migrationsgesellschaft diskursiv verortet. Auf diese Weise wird sichtbar gemacht, wie Wissen zur Migrationsgesellschaft in der Schweiz vermittelt wird. Das Ziel dieser Auseinandersetzung ist eine Aufstellung von Erkenntnissen, um die eigene Schreibpraxis zu sensibilisieren und möglicherweise neue Perspektiven zu eröffnen.

### 1.4 Fragestellung

Das postmigrantische Kulturschaffen wie auch seine Rezeption in Massenmedien kann, wie von Stuart Hall formuliert, als „Kampf um Bedeutungen“ und als „Kampf im Diskurs“<sup>14</sup> betrachtet werden. Diskurse üben laut Michel Foucault Macht aus, weil sie Wissen transportieren. Dieses Wissen ist die Basis für Handlungen und – dafür interessiert sich diese Arbeit besonders – die Gestaltung von Wirklichkeit.<sup>15</sup> Die zweite Prämisse ist demnach, dass sich in der diskursiven Verortung der Migrationsgesellschaft in kulturjournalistischen Texten ein Spannungsfeld zwischen Wissen, Macht und Wirklichkeit identifizieren lässt.

Dieses soll kritisch untersucht werden und führt zu den folgenden Forschungsfragen:

1 Mit welchen diskursiven Praxen<sup>16</sup> geht das Feuilleton<sup>17</sup> mit der Migrationsgesellschaft als „normale Abweichung“ um?

2 Welche dominanten Diskurse lassen sich im Feuilleton feststellen, wenn die Migrationsgesellschaft thematisiert wird?

Die erste Forschungsfrage entsteht aus der ersten Prämisse und hat zum Ziel, die Vorstellungen von Normalität und Abweichung, die den Alltags- aber auch den Mediendiskurs prägen, in Bezug auf Migrationsgesellschaft kritisch zu erforschen. Ausgehend von der zweiten Prämisse zielt die zweite Forschungsfrage darauf ab, die Diskursmacht des Kulturjournalismus genauer zu untersuchen.

<sup>14</sup> Halls Kommunikationsmodell der Cultural Studies (Kodieren/Dekodieren, 1977) gilt im Folgenden als Denkgerüst. Es versucht das Spannungsfeld Kultur, Medien, Diskurs und Macht zu erfassen. Der kulturelle Kampf um Bedeutungen entsteht durch fehlenden gesellschaftlichen Konsens, wodurch Widerstand gegen gesellschaftlich dominante Diskurse entsteht. Die Medien als ideologische Apparate, etablieren, (re-)produzieren und transformieren dominante Diskurse und Bedeutungen, in dem sie die Gesellschaft mit Informationen und Bilder versorgen. Aufgrund ihrer Reichweite und der Möglichkeit der Aufrechterhaltung der Diskurse haben sie eine Machtposition im Kampf um Diskurse. Vgl. Winter 1997: 47-63

<sup>15</sup> Vgl. Jäger 2010: 52

<sup>16</sup> Mit diskursiven Praxen sind im Sinne Michel Foucaults nicht nur die Inhalte von Aussagen gemeint, sondern auch die Regeln, welche die Aussagen bedingen: Alle diskursive Praxen sind somit "die Gesamtheit von anonymen, historischen, stets im Raum und in der Zeit determinierten Regeln, die in einer gegebenen Epoche und für eine gegebene soziale, ökonomische, geographische oder sprachliche Umgebung die Wirkungsbedingungen der Aussagefunktion definiert haben" Foucault 1973: 171

<sup>17</sup> Als Feuilleton im Folgenden verstanden als Teil eines Massenmediums, das sich mit Themen der Kultur und Gesellschaft befasst.

## 1.5 Aufbau

Zur Beantwortung der Fragestellung werden zuerst die Begriffe "Migrationsgesellschaft" und "Postmigrantische Gesellschaft" näher definiert, um eine kritische Blickrichtung auf die zu untersuchenden Diskurse herzustellen. Unter Hinzuziehen der Normalismus-Theorie des Literaturwissenschaftlers Jürgen Link werden von den Forschungsfragen Hypothesen für die empirische Untersuchung abgeleitet. Mit Links Konzept des Normalismus werden gleichzeitig Leitlinien für eine kritische diskursanalytische Untersuchung festgelegt. Diese wird mit Hilfe der Methoden-„Werkzeugkiste“ von Siegfried Jäger durchgeführt, der sich an Michel Foucaults Verschränkung von Wissen, Wahrheit und Macht orientiert.

Als beispielhafter Untersuchungsgegenstand dienen drei Ausgaben der Gesellschafts- und Kultursendung *Kontext* des Radioprogramms *Radio SRF 2 Kultur* der Jahre 2015 bis 2018. Auf Grundlage der Diskussion dieser Studie und unter Hinzuziehen der behandelten Theorie werden schliesslich Erkenntnisse für die eigene publizistische Praxis formuliert.

## 2 Theoretische Grundlagen

### 2.1 Migrationsdebatte

Im Folgenden werden die Begriffe Migrationsgesellschaft und Postmigrantische Gesellschaft eingeführt. Sie bezeichnen Ansätze, die einen gesellschaftlichen Wandel beschreiben, der durch die Migration geprägt ist. Gleichzeitig werden sie in wissenschaftlichen sowie politischen Debatten kontrovers diskutiert. Somit liefern sie die Grundlagen für einen Analyserahmen der verschiedenen Normalitätsvorstellungen und -konstruktionen im empirischen Teil dieser Arbeit. Für diese Arbeit relevant ist, wie die Ansätze einerseits aus der Perspektive der Postkolonialen Theorie und für die sozialwissenschaftliche Analyse zu verstehen sind. Andererseits wird Bezug genommen auf die kulturpolitische Migrationsdebatte in der Schweiz.<sup>18</sup>

#### 2.1.1 Migrationsgesellschaft

Fast 30 Prozent der Personen, die in der Schweiz leben, wurden ausserhalb des Landes geboren.<sup>19</sup> Die Schweiz lebt mit und von der Migration – sie ist ein Migrationsland. Dies wirkt wesentlich auf die gesamtgesellschaftliche Realität ein, weshalb von einer "Migrationsgesellschaft" gesprochen werden kann.<sup>20</sup> Die Migrationsforscher Anne Broden und Paul Mecheril definieren den Begriff "Migration" als eine gesellschaftliche Realität und beschreiben die darin vorkommenden Phänomene einer Migrationsgesellschaft wie folgt<sup>21</sup>:

„Übertragung beispielsweise von Lebensweisen, Biographien und Sprachen in die neue Gesellschaft, ihre Modifikation als Folge von Wanderungen, Entstehung von Zwischenwelten und hybriden Identitäten, Phänomene der Wahrnehmung und Zuschreibung von Fremdheit, Strukturen und Prozesse des Rassismus, Konstruktionen des und der Fremden oder auch die Erschaffung neuer Formen von Ethnizität.“<sup>22</sup>

Im Gegensatz zur „Einwanderungsgesellschaft“ oder der „Migrantengesellschaft“ beschreibt der Begriff Migrationsgesellschaft nicht einen Teil der

<sup>18</sup> Im Folgenden ist immer die Migrationsdebatte der Schweiz gemeint.

<sup>19</sup> Bundesamt für Statistik, Stand November 2017

<sup>20</sup> Vgl. Broden 2007: 7

<sup>21</sup> Ebd.: 7

<sup>22</sup> Ebd.: 7

Schweizer Bevölkerung, sondern alle: die Migrierten und die Nicht-Migrierten. Die Bezeichnung ist eine Alternative zu den Konzepten, die nur die *Immigration* – also die Einwanderung erfassen. Sie problematisiert den Begriff „Migrant“<sup>23</sup> und die Trennung in „Hiesige“ und „Gekommene“. Es handelt sich somit um ein angestrebtes gesellschaftliches Selbstverständnis, eine wesensbestimmende Gesellschaftsformel und ein "Konzept mit dem ein 'Dritter Raum'<sup>24</sup> artikulierbar wird"<sup>25</sup>.

Gleichzeitig ist der Begriff politisch<sup>26</sup>, da er impliziert, dass Migration ein globaler, normaler Prozess ist. Das Leben in der Migrationsgesellschaft verlangt ein Auflockern von „kulturellen Grenzen“, ein Entzaubern von Mythen, ein Auflösen von Trennlinien zwischen Fremdem und Eigenem. Dies bedingt variantenreiche, manchmal widersprüchliche und ungleichzeitige Aushandlungsprozesse in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens wie beispielsweise in Nachbarschaften, der Arbeitswelt, in Bildungslandschaften, in Kulturbetrieben oder in sozialen Dienstleistungen.<sup>27</sup> Übersetzt auf das Kulturschaffen bedeutet dies, dass Migrationsliteratur von Personen mit und ohne Migrationserfahrung produziert und rezipiert werden könnte. Die Etablierung der Migrationsgesellschaft als gesamtgesellschaftliches Selbstverständnis ist laut Astrid Messerschmidt Anstoss, über „Selbstbilder und Zugehörigkeiten nachzudenken“<sup>28</sup>.

In der Schweiz wird das Schlagwort Migrationsgesellschaft häufig im Zusammenhang mit dem Potenzialdiskurs<sup>29</sup> verhandelt: Seit der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative im Februar 2014 sind mediale Bemühungen zu beobachten, um das Narrativ der „Migrationsgesellschaft als Problem“ zum „Ressourcen“-Narrativ<sup>30</sup> umzudeuten. Der wirtschaftliche Nutzen der Integration und die Beteiligung der MigrantInnen am Erfolg der Schweiz stehen seither im Vordergrund. Die Eidgenössische Migrationskommission EKM macht seit mehreren Jahren Kampagne<sup>31</sup> für einen Potenzialbegriff der über seine ökonomische Dimension hinausgeht – wie etwa im Hinblick auf Mehrsprachigkeit oder interkulturelle Kompetenzen.<sup>32</sup> Weitere kritische Stimmen wie der Schweizer Sozialanthropologe Rohit Jain konstatieren, der Potenzialdiskurs überdecke den eigentlichen Missstand: Dass Menschen mit Migrationshintergrund „zwischen der

<sup>23</sup> Durch die Bezeichnung Migrant oder Migrantin wird ein Subjekt ausserhalb der Mehrheitsgesellschaft positioniert. Hinzu kommt eine nicht einheitliche Verwendung des Begriffs. Bspw. werden Personen „mit Migrationshintergrund“ und ohne Migrationserfahrung oft so genannt.

<sup>24</sup> Homi Bhabha beschreibt im Standardwerk "Die Verortung der Kultur" das Bild eines Erfahrungsbereiches an dem sich Differenzen ohne Hierarchisierung treffen und so eine Hybridisierung stattfinden kann: „Das Treppenhaus als Schwellenraum zwischen den Identitätsbestimmungen wird zum Prozess symbolischer Interaktion, zum Verbindungsgefüge, das den Unterschied zwischen Oben und Unten, Schwarz und Weiß konstituiert. Das Hin und Her des Treppenhauses, die Bewegung und der Übergang in der Zeit, die es gestattet, verhindern, dass sich Identitäten an seinem oberen und unteren Ende zu ursprünglichen Polaritäten festsetzen. Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene Hierarchie gibt“ (Bhabha 2000: 5).

<sup>25</sup> Messerschmidt 2016: 60

<sup>26</sup> Dies tritt insbesondere im Zusammenhang mit dem Schweizer Leitbegriff „Kulturelle Teilhabe“ in Erscheinung: „Die Stärkung der Teilhabe am kulturellen Leben wirkt den Polaritäten in der Gesellschaft entgegen und ist damit eine zentrale Antwort auf die Herausforderung der kulturell diversen Gesellschaft.“, so die Kulturbotschaft des Bundesrates. Beide Begriffe haben eine gesellschaftspolitische Dimension und sind gleichzeitig Strategie von Institutionen.

<sup>27</sup> Vgl. Hasenjürgen 2013: 1

<sup>28</sup> Messerschmidt 2016: 17

<sup>29</sup> Siehe dazu bspw. den Artikel aus der Neuen Zürcher Zeitung von Schenkel 2017: 1

<sup>30</sup> Laut dem noch nicht veröffentlichten ethnografischen Forschungsprojekt von Esteban Piñeiro, Nathalie Pasche und Martina Koch, „Interkulturelle Öffnung der Institutionen. Herkunftsbezogene Differenz in der Schweizer Street-Level Bureaucracy“ an der Fachhochschule Nordwestschweiz, kursiert zurzeit noch immer die Vorstellung, dass Integration eine Normalisierung an die „Schweizer Norm“ sei. Diese Assimilationspolitik, die bei bestimmten Gruppen Defizite diagnostiziert, versucht man derzeit zu überwinden. Stattdessen sollen die Ressourcen jedes Individuums genutzt werden.

<sup>31</sup> In der vom EKM herausgegebenen Publikation „terra cognita“ spricht Walter Schmid von einem blinden Flecken, der durch den Potenzialdiskurs befördert werde: Ein utilitaristisches Integrationsverständnis habe sich breitgemacht und löse bei ihm ein „Unbehagen über so viel Konsens in der Integrationspolitik“ aus. Schmid 2015: 13

<sup>32</sup> Vgl. EKM 2015



Zuschreibung als Problem oder Potenzial für die Dominanzgesellschaft gefangen bleiben“.<sup>33</sup>

### 2.1.2 Postmigrantische Gesellschaft

Während Personen sich in der Migrationsgesellschaft „zugehörig machen“ müssen – meistens in Form von Arbeit – soll im Postmigrantischen der oder die Einzelne unabhängig von seinem oder ihrem Nutzen und von Beginn an zugehörig sein. Jain plädiert denn auch dafür, statt das Potenzial von Migranten zu betonen, von einer postmigrantischen Gesellschaft zu sprechen. Der Soziologe Erol Yildiz definiert die gesellschaftliche Dimension des Postmigrantischen folgendermaßen:

"Das Postmigrantische fungiert als Analysekategorie für eine soziale Situation von Mobilität und Diversität, macht Brüche, Mehrdeutigkeit und marginalisierte Erinnerungen sichtbar, die nicht am Rande der Gesellschaft anzusiedeln sind, sondern die zentralen gesellschaftlichen Verhältnisse zum Ausdruck bringen."<sup>34</sup>

Der Begriff wurde im deutschsprachigen Raum Ende der 2000er Jahre von der Berliner Intendantin Shermin Langhoff eingeführt und von der Migrationsforschung sowie weiteren Kunstsparten<sup>35</sup> rezipiert. Postmigrantisches Theater solle ein „neuer künstlerischer Ausdruck jenseits dominanter Narrative gelingender oder scheiternder Integration“<sup>36</sup> sein, so der Historiker Kijan Espahangizi. Es geht in erster Linie um das Erzählen von Geschichten, die geprägt sind von Migrationserfahrungen, Mehrfachzugehörigkeiten und die nicht in das Regelwerk des dominanzkulturellen Diskurses passen.<sup>37</sup> „Dieses ambivalente Verhältnis zur Migration als gelebte Erfahrung einerseits und diskursive Zumutung andererseits bildet das Herzstück des Postmigrantischen“<sup>38</sup>. Diese diskursive Zumutung äußert sich laut Migrationsforscher Paul Mecheril in vier Kritikpunkten: Kritik des nationalstaatlichen Integrationsdispositivs, Kritik der Defizitperspektive auf Migration, Kritik der Reduktion migrationsgesellschaftlicher Wirklichkeit auf klassische Einwanderung und Kritik der Repräsentationsverhältnisse.<sup>39</sup>

Für die sozialwissenschaftliche Analyse stellt sich die Frage, wie die Gesellschaft über das Migrantische hinaus – also postmigrantisch untersucht werden kann. Die Kulturanthropologin Regina Römhild plädiert gegenwärtig für eine postmigrantische Kultur- und Gesellschaftsforschung in Abgrenzung zur kritischen Migrationsforschung. Eine solche wäre nicht länger eine Forschung über MigrantInnen sondern eine "Migrantisierung" der Gesellschafts- und Kulturforschung<sup>40</sup>. Im Zentrum steht die Infragestellung der Kultur als Herrschaftsinstrument, das seit der Kolonialzeit ein Werkzeug ist, um kulturelle Grenzen und Zuschreibungen zu markieren. Römhild fordert unter anderem die Kosmopolitisierung des Kulturbegriffs: "Kultur wäre als Modus gesellschaftlicher Aushandlungen, als umkämpftes diskursives Feld und als praktiziertes Politikum zu untersuchen"<sup>41</sup>. Paul Mecheril problematisiert den Begriff auf semantischer Ebene, weil das Präfix "post-" in der Regel ein Überwinden eines Phänomens bedeutet. Gegenwärtig sollte jedoch nicht eine "Absatzbewegung vom Migrantischen, sondern

<sup>33</sup> Jain 2015: 94

<sup>34</sup> Yildiz 2015: 22

<sup>35</sup> siehe dazu bspw. Gespräch der Universität Zürich und der ETH Zürich in der Zürcher Shedhalle: „Postmigrantisches Europa. Postkoloniale Welt.“

<sup>36</sup> Espahangizi 2016:1

<sup>37</sup> Ebd: 1

<sup>38</sup> Ebd: 1

<sup>39</sup> Mecheril 2014: 108-110

<sup>40</sup> So, wie in der Genderforschung nicht nur über Frauen geforscht wird.

<sup>41</sup> Römhild 2015: 42

von bestimmten einflussreichen politischen, diskursiven und kulturellen Reglementierungen<sup>42</sup> erreicht werden.

Es scheint hingegen sinnvoll, das Postmigrantische als Denk- und Kritikkonzept zu verwenden – etwa in Form der postmigrantischen Alltagspraxen, die Marc Hill<sup>43</sup> erforscht. Ähnlich wie die in der Schweiz gegenwärtig oft diskutierte Begriffe zur politischen Partizipation von AusländerInnen – „Urban Citizenship“<sup>44</sup> oder „Citoyenneté“<sup>45</sup> – ist das Postmigrantische immer auch eine Aufforderung an jeden und jede, sich „auf kreative Art gegen die Entantwortung<sup>46</sup> zur Wehr zu setzen, in dem [sie] ethnisch-kulturell-religiös-territoriale Kategorien umdeuten, anektieren und den sozialen Raum ergreifen [...]“<sup>47</sup>, wie es Marc Hill formuliert. Das Postmigrantische ist also eine Form der kreativen Kritik am Herkunftsparadigma, eine widerständische Praxis und gleichzeitig Empowerment und Lebensentwurf. Ähnlich wie die Postkolonialen Kritik<sup>48</sup> enthält es Strategien, zur Dekonstruktion gegebener Machtstrukturen.<sup>49</sup>

## 2.2 Normalität und Normalismus

Die Normalität ist ein Phänomen westlicher Industriestaaten. Ihr Verständnis durchdringt explizit und implizit sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens. "In der Moderne ist Sicherheit das höchste Gut und Normalismus die Antwort auf moderne exponentielle Trends"<sup>50</sup>, so der Literaturwissenschaftler Jürgen Link. In Anlehnung an Michel Foucault<sup>51</sup> hat Link, die Normalität als messbare Kategorie erfasst und den Normalismus als diskursive Strategie definiert.

### 2.2.1 Normalismus: Begriffsdefinition

Der Normalismus ist laut Jürgen Link die Gesamtheit aller „diskursiver Verfahren, durch den in modernen Gesellschaften Normalitäten produziert und reproduziert werden“<sup>52</sup>. Normalitäten<sup>53</sup> sind somit diskursgenerierte soziale Gegenstände, niemals statisch, sondern dynamisch<sup>54</sup> und deshalb historisch stark variabel.<sup>55</sup> Diese Dynamik wird erzeugt durch die „zur Normalisierung<sup>56</sup> gegenläufige Tendenz“ – die Denormalisierung. Denormalisierungen – wie etwa die Einwanderung – lösen Verunsicherung aus und provozieren normalisierende Massnahmen – die Integration der Eingewanderten. Durch diese Dynamik verschieben sich im Laufe der Zeit die Normalitätsgrenzen und regeln dadurch die gesellschaftliche und

<sup>42</sup> Mecheril 2014: 108

<sup>43</sup> Siehe dazu Marc Hill (2016): Nach der Parallelgesellschaft.

<sup>44</sup> Siehe dazu bspw. Morawek (2017): Urban Citizenship. Democratizing Democracy.

<sup>45</sup> Siehe dazu bspw. Prodolliet (2010): Citoyenneté: Zeit für einen Perspektivenwechsel.

<sup>46</sup> Gemeint als Gegenteil von Verantwortung

<sup>47</sup> Hill 2016: 208

<sup>48</sup> Das Präfix Post meint in beiden Fällen nicht ein Zurücklassen, sondern wie Homi Bhabha formuliert: „weder ein neuer Horizont noch ein Zurücklassen der Vergangenheit“. Bhabha 2000: 1

<sup>49</sup> Die Nähe zum Postkolonialismus äussert sich auch darin, dass Homi Bhabhas "Dritter Raum" prägend für die Verortung des Postmigrantischen ist. Das "Dazwischen" ist Ausgangspunkt für den innovativen Bruch mit gesellschaftlichen Wahrnehmungen. Ebenso fungiert eine transnationale Kulturanthropologie als Denkgerüst.

<sup>50</sup> Link 1996: 26

<sup>51</sup> Siehe dazu Foucaults Vorlesung vom 17. März 1976: Normalisierungsgesellschaft als Verknüpfung der Norm der Disziplin (des Körpers) mit der Norm der Regulierung (der Gesellschaft)

<sup>52</sup> Link 2005: 44

<sup>53</sup> In Abgrenzung zur Normativität (Regulative, die ein bestimmtes Handeln vorschreiben) ist die Normalität laut Link "postexistenz", da sie in Bezug auf Durchschnitte definiert wird. Deshalb kann Normalität immer erst im Nachhinein festgestellt werden.

<sup>54</sup> Wir befinden uns im Zeitalter der sogenannten flexiblen Normalität: Das Normalfeld im 21. Jahrhundert ist möglichst breit und dynamisch und nicht starr wie in der protonormalistischen Vergangenheit. Siehe hierzu die Tabelle von Link 2005: 57. Die protonormalistische Strategie hatte beispielsweise die „Tendenz zur Bildung fixer ‚anormaler‘ biographischer und ‚Abstammungs-Identitäten‘“, während in der flexiblen Gegenwart ein Statuswechsel von ‚anormal‘ zu ‚normal‘ möglich ist.

<sup>55</sup> Vgl. Link 2005: 39

<sup>56</sup> Normalisierung verstanden als Prozess durch den der Normalismus durchgesetzt wird

kulturelle In- und Exklusion. Sogenannte bi- oder internationale Ehen lagen in der Schweiz lange Zeit ausserhalb der ethischen Normalitätsgrenze, bevor diese Grenze verschoben wurde.<sup>57</sup> Wie in der Einleitung markiert, bleiben migrantische und postmigrantische Subjekte in dieser Grenzzone verhaftet. Die normale Abweichung entsteht aus der Verschiebung der Grenze zwischen Vertrautem und Fremdem.<sup>58</sup>

### 2.2.2 Interdiskurs

Die Untersuchung von Normalitäten ist insbesondere in Interdiskursen fruchtbar. Es sind nichtwissenschaftliche Diskurstypen, die eine Kombination aus Elementardiskursen und Spezialdiskursen<sup>59</sup> sind. Der Interdiskurs muss allgemeinverständlich sein und einen Bezug zum Alltag haben, aber gleichzeitig um eine terminologische Differenzierung bemüht sein und über das Alltägliche „Ist das noch normal?“ hinausgehen.<sup>60</sup> Diese allgemeinverständlichen Aussagen zum „Normalen“ – das „interdiskursiv wirkende Regelwerk“<sup>61</sup> – sind ein System von narrativen Kollektivsymbolen.<sup>62</sup> Kollektivsymbole und im Speziellen Narrative werden laut Jäger zu medialen Normalisierungsstrategien. Link stellt die These auf, dass Interdiskurse fast sämtliche journalistischen und literarischen Textsorten ("Textsorten der Popularisierung") dominieren.<sup>63</sup> In dieser Arbeit werden deshalb Medien- diskurse immer als Interdiskurse betrachtet.

Umgekehrt betrachtet entspringt der interdiskursive Mechanismus der vorherrschenden Kultur und kann durch eine differenzierte Betrachtung seiner Beschaffenheit die Machtstrukturen eines kulturellen Diskurses nachzeichnen. „Es geht dabei letztlich immer um Fragen der Darstellbarkeit, um die Frage, was in einer Gesellschaft wie erzählt werden darf und kann, um so das ihr inhärente Normbildungssystem performativ fortzuschreiben oder aber zu transzendieren.“

64

### 2.2.3 Faszinationstyp der nicht-normalen Fahrt

Erzählungen in Literatur, Film und Massenmedien in der von Normalitäten geprägten Gesellschaft bedienen sich der Vorstellung eines normalen Lebens als Hintergrundfolie, um den modernen Helden herauszuheben.<sup>65</sup> Denn erst durch Narrationen des Einzelnen, der Abweicherin werden die Normalitäten einer Gesellschaft reproduziert. Die Normalität ist nichts Statisches, sondern sie wird von Personen und Medien generiert, referenziert und reproduziert.

„Die Normalität braucht die Subjektivität, worauf sie sich verwirklicht und woraus sie entspringt. Erstere garantiert letztere und reproduziert sie mit Verschiebungen, in dem wir „unsere Identität in Vergleich mit anderen auf hierarchisch

<sup>57</sup> Vgl. Link 2005: 40

<sup>58</sup> Vgl. Palimariu 2010: 99

<sup>59</sup> Der Elementardiskurs meint die alltägliche Zuschreibung des „Normalen“ (beispielsweise dieser *Zeit Online*-Titel: „Warum es normal ist, dass Frauen heimlich andere Frauen beobachten“) ganz im Gegensatz zum wissenschaftlichen Spezialdiskurs, der laut Jürgen Link „ein spezielles Wissen für ein spezialistisches Publikum“ bereitstellt (z.B. zur biologischen Persönlichkeitspsychologie) Die Kombination beider Diskurstypen nennt Link Interdiskurs.

<sup>60</sup> Vgl. Link 2005: 19

<sup>61</sup> Jäger 2010: 70

<sup>62</sup> Kollektivsymbole sind kulturell verankerte Sprachbilder, die für jedes Gesellschaftsmitglied als Deutungsmuster funktioniert. Diese werden meist mit deutlich formulierten oder indirekt suggerierten Narrativen (Geschichten, Mythen) kombiniert. Es kommt zum Verhältnis von Bild (Spezialdiskurs) und Abbild (Interdiskurs) durch die Kopplung der Kollektivsymbole. Laut Siegfried Jäger spielen die Medien bei dieser Kopplung eine besonders wichtige Rolle, da sie mithilfe dieses Systems zwischen Normalität und Abweichung differenzieren können. Eine Betrachtung dieser Systematik würde allerdings den Rahmen dieser Arbeit sprengen und dient hier nur als Wissenshintergrund.

<sup>63</sup> Vgl. Link 1982: 6-21

<sup>64</sup> Drews 2010: 14

<sup>65</sup> Vgl. Gerhard 2003: 7

strukturierten Skalen verortet und die historisch homogenisierten Vergleichsfelder von Intelligenz, Arbeitsleistung oder Gesundheit als ‚naturgegeben‘ begreifen“<sup>66</sup>

Die Normalität generiert ihrerseits eine narrative Form, die Jürgen Link den "Faszinationstypen der nicht-normalen Fahrt" nennt. Damit sind Personen gemeint, deren Lebenswege als Kurven zickzackartig zwischen Durchschnittlichkeit und Anormalität erscheinen.<sup>67</sup> Der Vergleich des nichtnormalen Narrationstypen mit dem "normalen Leben" ist entweder "affirmativ oder abweichend-verfremdend"<sup>68</sup>. Hier kann ein Zusammenhang zum Schwanken zwischen Unbehagen und Begeisterung der medialen Darstellung migrantischer Subjekte hergestellt werden. Der Faszinationstyp der nicht-normalen Fahrt scheint auch beim eingangs beschriebenen "Abklopfen" der literarischen Werke auf das autobiografische Moment der Abweichung die bevorzugte Erzählform des Feuilletons zu sein.

### 2.3 Zusammenführung und Hypothesen

Die Zusammenführung der Begriffe der Migrationsdebatte und der Normalismus-Theorie generiert Hypothesen zur Beantwortung der Forschungsfragen im empirischen Teil dieser Arbeit. Die in Kapitel 2.1 skizzierten Ansätze bringen die verhärteten Vorstellungen der „Integration als Normalisierung der Abweichler“<sup>69</sup> ins Wanken. Doch die Migrationsgesellschaft – im hier präsentierten Sinne – entspricht nicht dem gesamtschweizerischen Selbstverständnis. Wenn überhaupt verwendet, dann evokiert der Begriff nach wie vor das paradoxe Bild der normalen Abweichung. Die Rassismuskritikerin Astrid Messerschmidt stellt fest:

„Der Begriff ‚Migrationsgesellschaft‘ zumindest im deutschsprachigen Raum [steht] noch nicht für etwas Allgemeines, das alle angeht und mit dem alle gemeint sind. Mit dem Signalwort ‚Migration‘ bietet die Bezeichnung Migrationsgesellschaft immer noch die Gelegenheit, nicht über sich selbst, sondern über andere zu sprechen. [...] [Es] setzt sich eine personifizierende Sicht auf ‚Migrantinnen und Migranten‘, die national-kulturell ethnisiert und als ‚Migrationsandere‘ positioniert werden.“<sup>70</sup>

Diese personifizierte Sicht versinnbildlicht Jürgen Link als Faszinationstypen der nicht-normalen Fahrt<sup>71</sup>. Der Fokus auf das migrantische Subjekt in der Schilderung migrationsgesellschaftlicher Realitäten wird auch in Recherchegesprächen des Schweizerischen Forums für Migrations- und Bevölkerungsstudien mit 16 Schweizer AutorInnen mit Migrationshintergrund deutlich.<sup>72</sup> Ausgehend von der Forschungsfrage 1 "Mit welchen diskursiven Praxen geht das Feuilleton mit der Migrationsgesellschaft als 'normale Abweichung' um?" ist anzunehmen, dass der Umgang mit der normalen Abweichung die Subjektivierung ist. Der Fokus auf die Narration des Einzelnen ist laut Foucault ein Prozess der Verknappung des Diskurses<sup>73</sup>. Ob und wie dies auch in kulturjournalistischen Texten reproduziert wird, ist zu überprüfen, weshalb sich die folgende Hypothese bildet:

H1: Die Diskurse, welche im Feuilleton die Migrationsgesellschaft verorten, beziehen sich grösstenteils auf migrantische Subjekte.

<sup>66</sup> Sohn 1999: 27

<sup>67</sup> Gerhard 2003: 7

<sup>68</sup> Ebd: 7

<sup>69</sup> Zu bedenken ist, dass bereits die Verwendung der Begriffe Migrationsgesellschaft und Postmigrantisches Gesellschaft eine Form der Normalisierung ist.

<sup>70</sup> Messerschmidt 2016: 16

<sup>71</sup> Siehe Kap. 2.2.3

<sup>72</sup> Siehe dazu: Kamm, Martina et al (2010): Diskurse in die Weite. Kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz.

<sup>73</sup> Siehe Kap. 3.1

Eine aktuelle Studie des Medienwissenschaftlers Heinz Bonfadelli<sup>74</sup> zeigt, dass in der Medienrealität Migration und Integration häufig als Problem dargestellt werden. Gleichzeitig belegt die SRF-„Migrationsstudie“ vom Jahr 2015, dass im öffentlich-rechtlichen Radio und Fernsehen Migranten als kulturelle Bereicherung, qualifizierte Fachkräfte und als Beitragende zu einer gesunden Wirtschaft positiv dargestellt werden.<sup>75</sup> Auch in zahlreichen Artikeln in Massenmedien sind interdiskursive Verknüpfungen mit dem Potenzialdiskurs sichtbar.<sup>76</sup> Zur Beantwortung der Forschungsfrage 2 "Welche dominanten Diskurse lassen sich im Feuilleton feststellen, wenn die Migrationsgesellschaft thematisiert wird?" bildet das von Rohit Jain in Kapitel 2.1 problematisierte Spannungsfeld zwischen der Zuschreibung als Problem oder Potenzial die zweite Hypothese:

H2: Die im Feuilleton dominanten Diskursstränge normalisieren die Sicht auf die Migrationsgesellschaft im Spannungsfeld zwischen „Probleme“ und „kulturelles Potenzial“.

Diese Thesen gelten als Leitlinien, um im empirischen Teil dieser Arbeit mit einer möglichst explorativen Vorgehensweise diskursive Strukturen offenzulegen.

### 3 Kritische Diskursanalyse

Um die in Kapitel 2.3 aufgestellten Hypothesen zu überprüfen, wird im Folgenden eine empirische Untersuchung mit Werkzeugen der kritischen Diskursanalyse (im Folgenden kDA) nach Siegfried Jäger durchgeführt.

#### 3.1 Methode

Diese Form der kDA wurde gewählt, weil Jäger bei Jürgen Links Normalismus ansetzt, indem gezeigt wird, "mit welchen Mitteln und für welche 'Wahrheiten' in einer Bevölkerung Akzeptanz geschaffen wird, was als normal und nicht normal zu gelten habe, was als sagbar (und tubar) gilt und was nicht"<sup>77</sup>. Jägers Ausgangspunkt ist Michel Foucaults Diskursbegriff<sup>78</sup>, der die gesellschaftliche kollektive Wissenskonstitution betrifft und dessen Kritik „Formen der Ausschließung, Einschränkung, und Aneignung“ oder Prozesse der Verknappung und Vereinheitlichung des Diskurses<sup>79</sup> untersucht. Foucault hält auch fest, dass „jede Kritik, welche die Kontrollinstanzen in Frage stellt, gleichzeitig die diskursiven

<sup>74</sup>Vgl. Bonfadelli 2017: 22. Bonfadelli unterscheidet dabei zwischen einer primären Realität, einer Medienrealität und einer sozialen Realität als Modell für eine Analyse der Migrationsthematik

<sup>75</sup>Vgl. dazu die Resultate von Bonfadelli (2018): 20-23

<sup>76</sup> Eine Stichprobe in der Recherchedatenbank swissdox liefert u.a. die folgenden Beispiele:

„bilinguale Kinder sind eine Bereicherung für unsere Gesellschaft“

„Sie stehen für den Erfolg der Schweiz. Die Multikulti-Nationalmannschaft von Vladimir Petkovic qualifiziert sich für die WM. Sie ist ein gutes Beispiel, wie sehr die Schweiz von der Einwanderung profitiert.“

„Länder wie die Schweiz profitieren von der Fachkraft, die gekommen ist.“

„So schätzt etwa die Weltbank, dass der Nutzen von mehr Migration längerfristig signifikant höher ist als damit verbundene Kosten. Wie die Ökonomen des Instituts im Bericht «Economic Implications of Remittances and Migration» festhalten, kommen Wohlfahrtsgewinne nicht nur den Migranten, sondern auch der einheimischen Bevölkerung wohlhabender Zielländer zugute.“

<sup>77</sup> Jäger 2009: 216

<sup>78</sup> Als Diskurse werden in Anlehnung an Foucault – im Gegensatz zu natürlichen Sprachen – historisch-kulturell stark variable Einheiten verstanden, die jeweils spezifische kulturelle Sagbarkeits- und Wissensräume sowie deren Grenzen festlegen. Diskurse generieren einerseits historische Objektivitäten wie soziale Gegenstände, Themen, Argumente und andererseits Subjektivitäten (Sprecherpositionen, Genderrollen).

<sup>79</sup> Foucault 1991: 38

Regelhaftigkeiten analysieren muss, durch die hindurch sich jene ausbilden.“<sup>80</sup> Diese Formen, Prozesse sowie Regelhaftigkeiten werden in der folgenden Analyse beispielhaft als Diskursstruktur identifiziert und in Kapitel 3.2 in einen interpretativen Rahmen eingebettet.

### 3.2 Vorgehen<sup>81</sup>

Mit Werkzeugen der kDA nach Siegfried Jäger wird untersucht, wie in einem kulturjournalistischen Format mit nationaler Ausstrahlung gültiges Wissen in Bezug auf die Migrationsgesellschaft Schweiz reproduziert und weitergegeben wird. Sämtliche Schritte sind darauf ausgerichtet, eine Diskursstruktur und die dadurch produzierte Wirklichkeit zu erfassen.

Die Analyse bewegt sich auf der Ebene der Inter- beziehungsweise der Mediendiskurse. Als Korpus wurden drei typische Beiträge der Kultur- und Hintergrundsendung *Kontext*<sup>82</sup> des öffentlich-rechtlichen Radioprogramms SRF 2 Kultur gewählt. Laut dem Redaktionsleiter ist die Migration einer der fünf Themencluster des Programms, da sie redaktionsintern „als eines der wichtigsten gesellschaftlichen Themen“<sup>83</sup> definiert wurde. Mit diesem Fokus und als Sendung in einem öffentlich-rechtlichen Medium besitzt *Kontext* eine Diskursmacht und generiert somit Normalitäten in Bezug auf die Migrationsgesellschaft Schweiz. Deshalb steht die Sendung beispielhaft für ein kulturjournalistisches Format der Schweiz und ihre Untersuchung eignet sich für die Annäherung an übergeordnete Aussagen zur gegenwärtigen Diskursstruktur und -macht betreffend der „Migrationsgesellschaft Schweiz“.

Da sich diese Arbeit für aktuelle Diskurse interessiert, wird in der Selektion der Beiträge ein synchroner Schnitt durch die Gegenwart gemacht. Es wurden drei Beiträge gewählt, die nach dem diskursiven Ereignis der Masseneinwanderungsinitiative (9. Februar 2014) publiziert wurden. Es handelt sich um drei typische Beiträge, in denen Diskursverschränkungen<sup>84</sup> von Migration und Gesellschaft deutlich wurden:

- Text 1: Tandem-Gespräche: Dragica Rajcic und Melinda Nadj Abonji (7. August 2015)
- Text 2: Literatur im Gespräch: Chaya von Kathy Zarnegin (29. März 2017)
- Text 3: Critical Whiteness»: Ist das Theater weiss? (7. März 2018)

Diese Beiträge sind für die Analyse deshalb interessant, weil sie aus je einem weiteren diskursiven Ereignis entspringen, die zu ressortübergreifenden Debatten geführt haben: Einerseits die Blackfacing- und Diversitäts-Debatte auf deutschsprachigen Theaterbühnen und andererseits jene der Migrationsliteratur als Kassenschlager.<sup>85</sup> In der Analyse werden typische Diskursfragmente identifiziert, die im Fall einer Häufung als Diskursstränge festgelegt werden können. Im

<sup>80</sup> Foucault 1991: 42

<sup>81</sup> Die Vorgehensweise entstammt dem Analyseleitfaden von Siegfried Jäger, siehe "Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse". Die Begrifflichkeiten sind dem Lexikon Kritische Diskursanalyse zu entnehmen.

<sup>82</sup> „Kontext' ist die tägliche Hintergrundsendung zu Themen der Kunst, der Kultur, zu Fragen von Gesellschaft, Wissenschaft, Religion und Politik. Eine Stunde lang täglich setzt ‚Kontext‘ einen Akzent gegen die kurzatmige, schnell konsumierte Berichterstattung - hintergründig, mutig und überraschend.“ <https://www.srf.ch/sendungen/kontext/sendungsportraet>

<sup>83</sup> Zitat aus einem Recherche-Gespräch mit Christoph Keller, Redaktionsleiter der Sendung *Kontext*

<sup>84</sup> Eine explorative Pilotanalyse des *Kontext*-Programms hat gezeigt, dass im Programmcluster Migration zwei Schwerpunkte vorkommen – einerseits Berichte zur Migration als Fluchthematik und andererseits als Gesellschaftsthematik. In letzterem zeigt sich die interessierende Diskursverschränkung.

<sup>85</sup> Diese Debatten dienen als Diskurskontext, die Texte werden im Folgenden aber nicht explizit angesprochen.

nächsten Schritt wird eine qualitative Auswertung der Diskursfragmente und -stränge vorgenommen: Um die beiden Hypothesen zu verifizieren oder falsifizieren, wird anhand der Kategorien überprüft, ob

- K 1 migrantische Subjekte in der Schilderung der Migrationsgesellschaft überwiegend als solche hervorgehoben werden und
- K 2 ob die Diskursstränge sich überwiegend entweder der Kategorie "potenzialorientiert" oder "problemorientiert" zuordnen lassen.

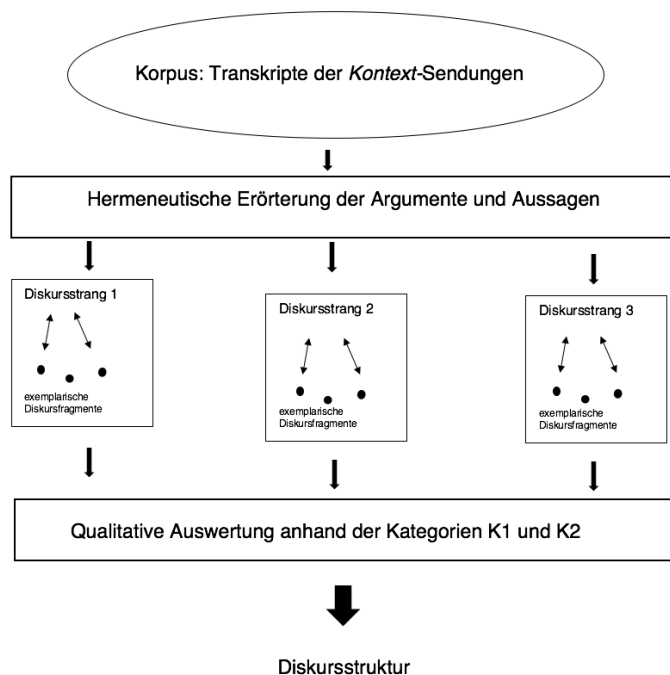


Abbildung 1<sup>86</sup>

Die detaillierte Vorgehensweise und Strukturierung hierfür ist im Anhang ersichtlich.

### 3.3 Resultate

Diese Arbeit ergründet, welche Diskurse in kulturjournalistischen Texten bestimmend sind für die Migrationsgesellschaft Schweiz anhand der folgenden Forschungsfragen:

- 1 Mit welchen diskursiven Praxen geht das Feuilleton mit der Migrationsgesellschaft als „normale Abweichung“ um?
- 2 Welche dominanten Diskurse lassen sich im Feuilleton feststellen, wenn die Migrationsgesellschaft thematisiert wird?

Nach der Erarbeitung der theoretischen Grundlagen wurden zwei Hypothesen formuliert, die in einer kritischen diskursanalytischen Untersuchung überprüft wurden. In der Analyse der drei *Kontext*-Beiträge war eine grosse Fülle an

<sup>86</sup> Abbildung 1: In Anlehnung an Freikamp et. al 2008

Diskurssträngen sichtbar. Es zeigten sich beispielsweise Stränge zu Rassismus, Fremdheit, Konflikt, Empowerment, Diversity, Erfolg, Flucht, Unterdrückung und Herkunft.<sup>87</sup> Die Art der Auswertung wies eine methodische Nähe zur qualitativen Inhaltsanalyse auf. Doch im Unterschied zur qualitativen Inhaltsanalyse gelingt es mit der kDA die Macht und Regelmäßigkeit von Texten in der Konstruktion von Normalitäten sichtbar zu machen.

Hypothese 1: Die Diskurse, welche im Feuilleton die Migrationsgesellschaft verorten, beziehen sich grösstenteils auf migrantische Subjekte.

- Diese Hypothese konnte verifiziert werden. Migrantische Subjekte traten deutlich vermehrt als für sich sprechende Protagonisten oder als Objekte der Aussagen anderer auf. Die dominanten Diskurse beziehen sich grösstenteils direkt auf die Erfahrung migrantischer und postmigrantischer Personen. Nicht-migrantische Subjekte werden selten in einen direkten Zusammenhang zur Migrationsgesellschaft gestellt.
- In der Beschreibung der migrantischen Subjekte werden unterschiedliche Kulturbegriffe verwendet.
- Die Analyse hat ebenfalls hervorgebracht, dass der starke Fokus auf die migrantischen Subjekte nur mit einem Blick auf Diskurspositionen<sup>88</sup> aussagekräftig ist: In allen Beiträgen sind Gesprächssituationen vorherrschend<sup>89</sup>, in denen kritisch diskutiert wird und deshalb unterschiedliche ideologische Standorte der Gesprächsteilnehmenden sichtbar werden. Im Quervergleich zeigt sich, dass die Positionen der Werk-RezendentInnen und jene der Kunstschaffenden, die über sich oder ihr Werk sprechen, verschieden sind. Eine zentrale Frage für künftige Analysen in diesem Themenfeld ist deshalb: Wer führt welchen Diskurs?<sup>90</sup>
- In der Sendung Kontext wird die Ambivalenz der normalen Abweichung der Migrationsgesellschaft reproduziert, indem widersprüchliche Diskurspositionen – bewusst oder unbewusst – sichtbar gemacht werden.

Hypothese 2: Die im Feuilleton dominanten Diskursstränge normalisieren die Sicht auf die Migrationsgesellschaft im Spannungsfeld „Probleme“ und „kulturelles Potenzial“.

- Die Hypothese konnte teilweise verifiziert werden. Problem- und potenzialorientierte Diskursstränge waren dominant. Diese äusserten sich vor allem in Konflikt- und Erfolgsgesprächen.
- Es ergab sich ein weiteres Spannungsfeld, das die problemorientierten Diskursstränge diversifiziert: Jenes zwischen Kritik und Problematisierung. Die kritikorientierten Stränge greifen postmigrantische und postkoloniale Diskurse auf und müssten als eigene Auswertungskategorie behandelt werden.

<sup>87</sup> Eine Übersicht findet sich im Anhang.

<sup>88</sup> "Unter einer Diskursposition verstehe ich den (ideologischen) Ort, von dem aus eine Beteiligung am Diskurs und seine Bewertung für den Einzelnen und die Einzelne bzw. für Gruppen und Institutionen erfolgt. Sie produziert und reproduziert die besonderen diskursiven Verstrickungen, die sich aus den bisher durchlebten und aktuellen Lebenslagen der Diskursbeteiligten speisen. Die Diskursposition ist also das Resultat der Verstricktheiten in diverse Diskurse, denen das Individuum ausgesetzt war und die es im Verlauf seines Lebens zu einer bestimmten ideologischen bzw. weltanschaulichen Position (...) verarbeitet hat." Jäger 1996: 47

<sup>89</sup> Eine ausgewogenere Aussage würde sich treffen lassen, wenn auch andere Sendeformate berücksichtigt würden.

<sup>90</sup> Weitere mögliche Fragen: Sind diese Gräben zwischen Kunstschaffendem und Rezensenten von Fall zu Fall ähnlich? Bzw. gleichen sich da die untersuchten Fälle? Und wenn ja: im Hinblick auf welche Diskursfragmente/-stränge?



An mehreren Stellen sichtbar waren kritische Rassismuskurse oder Fragen der Sichtbarkeit, der Repräsentation oder der Fremdzuschreibung.

## 4 Diskussion der Resultate und Interpretation

Im Folgenden werden die Resultate mit Beispielen diskutiert und mit der Theorie in Kapitel 2 verknüpft, um festzustellen, welche Normalitätsvorstellungen auf welche Weise diskursiv fortgeschrieben werden. Für einen grösstmöglichen Erkenntnisgewinn werden die beiden Fragestellungen und Thesen gemeinsam diskutiert.

### 4.1 Sprache als Spiegel der Rollen

In zwei von drei Beiträgen steht das migrantische Subjekt mindestens so stark im Vordergrund wie deren Werk. Dies wird insbesondere anhand des migrationsgesellschaftlichen Phänomens der "Übertragung von Sprache"<sup>91</sup> besprochen. Eine Migrationsgeschichte hinterlässt Spuren im Text und in der Sprache. Dass dies eine literarische Qualität sein kann, wird in beiden Beiträgen diskutiert und als das kulturelle Potenzial der Schriftstellerinnen hervorgehoben. Die unterschiedliche diskursive Verortung der beiden Beiträge zeigt, dass je nach Diskursposition eine dualistische Identifikation in "Hiesige" und "Gekommene"<sup>92</sup> verneint oder fortgeschrieben wird. Die Schriftstellerinnen mit Migrationshintergrund im *Tandemgespräch* sehen den Umgang mit Sprache als Kompetenz aller AutorInnen, die durch Lebenserfahrung, wie beispielsweise die Migration, erlangt wird. Die Rezensenten in *Literatur im Gespräch* würdigen die Sprache mittels einer direkten kausalen Rückführung auf die Migration. Beim Praxisbeispiel in der Einleitung dieser Theoriearbeit wurde die Frage gestellt *Gilt das Interesse dem Werk oder der Person?* Diese Frage konnte anhand der Untersuchung spezifiziert werden: Wenn das Interesse der Person gilt, muss weiter gefragt werden, ob diese in der Rolle der Migrantin oder der Künstlerin auftritt.

Im *Tandemgespräch* von und mit den Schriftstellerinnen Dragica Rajcic und Melinda Nadj Abonji bringen beide ihre Biografie und ihre persönlichen Erfahrungen in der Migrationsgesellschaft ins Gespräch ein. Den künstlerischen Schaffensprozess beschreiben sie stets in der Rolle der Schriftstellerinnen, deren Werkzeug die Sprache ist, und nicht in der Rolle der Migrantinnen. Die – durch die Frage des *Kontext*-Journalisten in den Raum gestellte – Rollen-Dualität der Autorinnen wird von den beiden durch Diskurse der Aneignung und der Ermächtigung als universelle Kompetenz einer Schriftstellerin normalisiert.

Christoph Keller: "Dieses Gehört-Werden, das verbindet Sie ja beide. Dieser Wille, gehört zu werden. Ist es da hilfreich, wenn man gewissermassen zwei Sprachen und zwei Erfahrungen zur Verfügung hat? Wenn man eine, ich sage mal, duale Vergangenheit hat. und wenn man sich zweier Sprachen bedienen kann?"

Melinda Nadj Abonji: "(...), dass man weiss, wo die Sprache aufhört. Wo die eine überhaupt nicht die andere Sprache ist. Dass wir immer schon übersetzen. Das gehört zu meiner Erfahrung als Kind. Dass ich gemerkt habe: Ja, ich hatte eine Sprache, aber die taugt nicht. Also ich werde nicht verstanden. Also ist das stumm sein. Also dieses Schweigen, einfach zuhören, ist viel elementarer als das Gefühl, ich besitze Sprache oder ich habe Sprache. Ich höre immer die Stimmen der Menschen, ganz lange Zeit. Etwas, das ich nie vergesse. Wenn ich jemanden gehört habe, dann ist das so gespeichert in meiner Erinnerung. Das ist das, was Literatur auch ausmacht. ich höre die Stimmen der Menschen und eigne sie mir in einer gewissen Weise an und lasse sie auch wieder gehen."

Im Format *Literatur im Gespräch* wird das Werk *Chaya* der Schriftstellerin Kathy Zarnegin von drei LiteraturkritikerInnen rezensiert. Die

<sup>91</sup> Siehe Kap. 2.1.1

<sup>92</sup> Siehe Kap 2.1.1

Migrationsgesellschaft wird in diesem Beitrag als Anormalität diskursiv hergestellt, indem die Autorin als "Migrationsandere"<sup>93</sup> positioniert wird. Das "Fremde" in ihrer Sprache wird ästhetisiert, gelobt und als sinnlich bezeichnet. Der Autorin wird die Kompetenz der Migrantin („das poetologische Rezept“) zugeschrieben, aber nicht jene der Lyrikerin. Dies wird verdeutlicht durch regelmässig aufgegriffene Herkunfts- und Zugehörigkeitsdiskurse. Auffallend ist, dass an drei Stellen über das Genre des Werks diskutiert wird, indem der Roman unter Verdacht gestellt wird, eine Autobiografie zu sein. Somit wird die Schriftstellerin – statt die Romanfigur – durch die RezensentInnen zum Narrationstypen der nichtnormalen Fahrt gemacht. Es zeigt sich hier, wie stark die mediale Herstellung von Normalität die Subjektivität braucht.<sup>94</sup> Durch die Narration der Abwechlerin wird die Normalität hergestellt, mittels eines Werks einer "MigrantIn" über Herkunft und Zugehörigkeit zu sprechen.

Esther Schneider: "Man muss auch sagen, Zarnegin stammt aus dem heutigen Iran. Dass ihre sprachliche Herkunft durchdrungen ist von der orientalischen Erzähltradition. Das kommt sehr stark auch in der Art und Weise wie sie dann beschreibt. Sie ist ein Kind des Orients, das sagt sie selber. Sie will Geschichten hören, uferlose Geschichten. Und auch barocke Redewendungen. Wie haben Sie das aufgefasst? Wo dringt das für Sie am ehesten durch? Diese Erzähltradition?"

Julian Schütt: "Also in der ganzen Sprachlichkeit. Dieses Zitat schon, "meine Zunge mit Milch und Honig in Beschlag nehmen", das ist eine Art blumige Sprache, die sie aber auch ganz bewusst setzt. Weil das ist ja das poetologische Rezept, das sie hat. Also, dass sie eigentlich eine europäisierte Orientalin ist und genau so versucht sie schriftstellerisch tätig zu sein."

Markus Gasser: "Ja ich bedaure das wirklich, dass sie nicht bei ihrem eigentlichen Thema geblieben ist. Weil das ist wie ein neuer Roman, den sie aufmacht. Ich kann mir vorstellen, was Kathy Zarnegin wollte, sie will eben gerade nicht nur so eine simple Flüchtlings- oder Vertriebenengeschichte erzählen, sondern sie will eben auch ihre eigene Geschichte als Lyrikerin hineinverarbeiten, obwohl sie keine Gedichteagentur hat, wie diese Heldin in diesem Buch. Aber sie möchte das natürlich hineinbringen und verarbeiten und ich finde, das sind wie zwei Stränge, die für mich nicht so ganz zusammengehen."

#### 4.2 Hybride und ethnisierte Kulturbegriffe

Die unterschiedliche Verwendung des Kulturbegriffs in der Sendung *Kontext* legt den interdiskursiven Mechanismus – die Verschränkung von Alltags- und Spezialdiskurs – frei. Mit Kultur im Zusammenhang mit Herkunftsdiskursen zu argumentieren, kann schnell zu einem Werkzeug werden, um "Andere" zu konstruieren. Es lässt sich annehmen, dass die Gleichsetzung von Kultur und ethnischer Identität kein Einzelfall ist. Eine umfassendere Betrachtung in weiteren Beiträgen der Sendung sowie anderen kulturjournalistischen Medien wäre sinnvoll, um eine eindeutige Aussage über Machtstrukturen zu treffen.

Im *Tandemgespräch* beschreibt die Schriftstellerin ihre hybride Sprachform als eine Möglichkeit oder als eine Liebesgeschichte. In diesem Zusammenhang liessen sich postmigrantische Diskurse nachweisen, in denen kosmopolitische Räume genauso wie Mehrfachzugehörigkeiten<sup>95</sup> als Normalität thematisiert werden.

Dragica Rajcic: "Bis ich in die Schweiz kam, habe ich schon geschrieben. Eine andere Poetik. Ich war geschult an kroatische Dichtung. Was für mich als Möglichkeit in einer fremden Sprache hat etwas Unschuldiges. Diese Geschichte der Wörter kenn ich nicht, will ich gar nicht kennen. In meiner Sicht liegt der fremde Blick auf meiner Sprache. (...). Für mich ist das eine ganz logische Sicht der Dinge, der Welt. Denn ich erkläre dann, was bedeutet das in der Sprache in der ich... es ist eine Liebesgeschichte zwischen Kroatisch und Deutsch."

Anhand von Zugehörigkeitsdiskursen wird in der *Literatur im Gespräch*-Sendung der Schriftstellerin die Möglichkeit, eine hybride Identität zu haben,

<sup>93</sup> Siehe Kap. 2.3

<sup>94</sup> Siehe Kap. 2.2.3

<sup>95</sup> Siehe Kap. 2.1.2

aberkant. Die migrationsgesellschaftliche Wirklichkeit wird auf die Einwanderung reduziert<sup>96</sup>, indem die "eigene Geschichte" der Autorin "nicht ganz zusammengeht" mit der Schweizer Gesellschaft. Stattdessen wird an mehreren Stellen ein ethnisierender Kulturbegriff verwendet.

Esther Schneider: Würdet ihr sagen, was ist dieser Roman? Eine Art autobiografischer Briefroman? Oder autobiografischer Erzählroman?

Markus Gasser: Für mich ist es von der Struktur her eine Autobiografie. Es tauchen immer neue Figuren auf. Es verschwinden Figuren. Es ist ein Stationendrama von Ort zu Ort. Aber es fehlt die Klammer. Ausser, dass Sprache und diese Kulturunterschiede und Sprachunterschiede, das ist die grosse Klammer.

Julian Schütt: Ich würde das einen sprachphilosophisch anmutender Roman nennen. Es ist ein Roman, natürlich. Ein Roman, in dem halt einfach nicht alles aufgeht, soll wohl auch nicht alles aufgehen. Sie will diese Brüche, sie will auch, dass nicht alle Figuren sich so durchziehen. Das ist ganz sicher ihre Absicht. Was ich ein bisschen bedaure, ist, dass sie so mit der Sprache so im Fokus hat, dass das Lektorat nicht subtiler war. Dass man ihr nicht Wendungen, so verbrauchte Wendungen. Dorn im Auge, auf Eis gelegt, so abgebrauchte Wendungen, dass man die ihr nicht rausgenommen hat. Das finde ich schade. Das trübt diese wirklich starke Auseinandersetzung mit Sprache, die sie macht.

Das Eigene, oder das womöglich „Europäische“, der Autorin hat keinen Platz in der Besprechung. Hauptkritikpunkte sind die Übertreibungen in der Beschreibung der Schweizer Kulturszene. Und gleichzeitig werden starke Orientalisierungen als "schöne Bilder" bewertet. Das postmigrantische Erzählen einer "Geschichte, die geprägt ist von einer Migrationserfahrung, aber nicht ins Regelwerk dominanzkultureller Diskurse passt"<sup>97</sup> erkennen die Rezensenten zwar als Absicht der Autorin. Doch indem das Postmigrantische mit Kollektivsymbolen wie das "Auseinanderbrechen" oder "zwei Stränge, die nicht zusammengehen" erklärt wird, wird es als gesellschaftliche Unvereinbarkeit präsentiert. Mit Blick auf die Schweizer Literatur wird somit die Möglichkeit, kosmopolitische, dritte Räume zu öffnen, nicht erkannt.<sup>98</sup> Dieser Beitrag zeigt beispielhaft, wie die Migrationsgesellschaft – aus der Diskursposition der LiteraturkritikerInnen– nicht als gesamtgesellschaftliche Normalität begriffen wird.

Markus Gasser: "Ja ich bedaure das wirklich, dass sie nicht bei ihrem eigentlichen Thema geblieben ist. Weil das ist wie ein neuer Roman, den sie aufmacht. Ich kann mir vorstellen, was Kathy Zarnegin wollte, sie will eben gerade nicht nur so eine simple Flüchtlings- oder Vertriebenengeschichte erzählen, sondern sie will eben auch ihre eigene Geschichte als Lyrikerin hineinverarbeiten, obwohl sie keine Gedichteagentur hat, wie diese Heldin in diesem Buch. Aber sie möchte das natürlich hineinbringen und verarbeiten und ich finde, das sind wie zwei Stränge, die für mich nicht so ganz zusammengehen."

Esther Schneider: "Es mir ging es ähnlich. Der erste Teil ihrer Kindheit, wo sie wunderschöne Bilder bringt. Der Osten ist Tee und Zeit, der Westen ist Arbeit. Bei der zweiten Hälfte, wo es dann in diese Stadt..., vermutlich Basel. Es muss Basel sein. Was ich da ein bisschen schräg fand, war die Beschreibung der Kulturszene. Für meine Begriffe übertrieben. Sie haben diese Familie angetönt, das ist eine reiche Familie, wahrscheinlich Kunstmäzene, die sie auch unterstützten mit einer Sprachschule, geben ihr einen Job. Und da gibt es so Kulturanlässe und das ist dann sehr überspitzt dargestellt. Da bricht für mich die Geschichte auseinander."

#### 4.3 Zwischen postmigrantischer Kritik und Problematisierung

Im kritischen Beitrag zum strukturellen Rassismus auf deutschsprachigen Bühne wird die Kritik anhand einer afrodeutschen Regisseurin personifiziert. In der Gesprächssituation gibt es zwei klare Rollen: Die Theaterkritikerin, die einordnet, und die Regisseurin die als Objekt der gesetzten Agenda instrumentalisiert wird. Denn bereits im Lead wird die Frage, weshalb es so wenige schwarze SchauspielerInnen auf deutschsprachigen Bühnen gibt, beantwortet: Weil die Gesellschaft rassistisch ist. Somit ist die Regisseurin nur noch „Beweis“ für die bereits aufgestellte These der Autorin. Die differenzierte Betrachtung der Diskursstränge in problemorientiert und potenzialorientiert bringt ein ambivalentes Verhältnis

<sup>96</sup> Siehe ebd.

<sup>97</sup> Siehe ebd.

<sup>98</sup> Siehe ebd.

hervor: Durch den, von der Autorin gesetzten, dominanten Rassismuskurs wird eine Defizitperspektive auf die Migration<sup>99</sup> normalisiert. Gleichzeitig kommt es aus der Diskursposition der Regisseurin zu einer postmigrantischen Kritik der Repräsentationsverhältnisse<sup>100</sup> und der Rezeption des Theaterstücks. Durch diese Kritik schreibt sie die Dekonstruktion der Machtstrukturen (das "Zeitdokument") in diesem Beitrag fort. Dies kann als diskursive Zumutung und widerständige Praxis gegen eine Mehrheitsgesellschaft gelesen werden.

Anta Helena Recke: "Ich glaube nicht, dass jemals ein Stück, das im grossen Saal der Münchner Kammerspiele gezeigt wurde, unter dem Gesichtspunkt, ob es professionell sei, diskutiert wurde. Und es ist sehr interessant, dass unser Stück, das diese selbstbewusste nicht-weisse künstlerische Position darstellt, unter diesem Gesichtspunkt in allen, also auch den positiven, Kritiken besprochen wurde. Und das zeigt nämlich, dass wann immer man als nicht-weisse Person professionell auftritt, die Professionalität erstmal in Frage gestellt ist oder zur Disposition steht. Und dass es immer einen Moment von 'sich-beweisen-müssen' gibt. Egal ob die Position, die da auftritt selber dieses Gefühl hat oder nicht."

Dagmar Walser: "Auch das eine Erfahrung, die Anta Helena Recke nur zu gut kennt."

Anta Helena Recke: "Das war mir alles völlig klar, denn ich lebe ja in dieser Gesellschaft und ich weiss, wie die tickt. Und was das Mindset so ist. Und deswegen konnte ich gut voraussehen, was da so kommen wird. Der Unterschied aber ist jetzt, dass es sozusagen das als Zeitdokument gibt. Als Zeitungsartikel in prominenter Platzierung und dass wir uns in 10 Jahren anhand dieser Sache nochmals ankucken können, wie eben die Gesellschaft und zwar auch eine sogenannte Elite, also Theaterkritikerinnen, getickt haben. Und was die auch für einen Wissens- beziehungsweise Nichtwissensstand haben im 2017."

Dagmar Walser: "Die Wirkung von Reckes *Schwarzkopie von Mittelreich* geht weit über das Bühnenerlebnis hinaus. Die besagten Theaterkritiken, die hausinternen, die externen Diskussionen, die Einladung zu Festivals. das alles ist längst Teil des Projekts geworden und weist auf vielen Ebenen darauf hin, wie gross der blinde Fleck in Sachen Rassismus, Diversität und Vorurteilen im Kulturbetrieb ist. In diesem Sinne haben Anta Helena Recke und ihr Team schon ziemlich viel erreicht."

#### 4.4 Erfolg als Potenzial

Die Migrationsgesellschaft als Quelle des Potenzials äussert sich nicht in Form einer grauen Masse als immigriertes "Humankapital". In diesem kulturjournalistischen Format geschieht dies auf eine subtilere Art, da sich "modernen Heldinnen"<sup>101</sup> vom normalen Leben abheben, in dem sie Erfolg haben. In zwei von drei Fällen erfolgt dies durch das in der westlichen Kultur etablierte Narrativ der zickzack-artigen, nicht-normalen Fahrt: Die verkannte Künstlerin; sie erntet zuerst Kritik von ihrem Umfeld, um erst später von einer höheren Instanz für ihr Talent erkannt zu werden. Es entsteht ein Spannungsfeld, in dem das Potenzial in Form von Erfolg als Gegenargument zur Problematisierung migrationsgesellschaftlicher Phänomene normalisiert wird.

Doch der Erfolgskurs hat eine Marktlogik, die kritisch zu betrachten ist: Die Verleihung des Schweizer Buchpreises oder die Einladung an das Berliner Theatertreffen sind Prozesse, durch die Ethnisierungen konsumierbar werden. Kulturelle Differenz wird somit – sofern kommerziell nutzbar – ein Erfolgsrezept. Das zeigen die Aussagen wie der "fremde Blick auf die hiesige Gesellschaft". Der Faszinationstyp "postmoderne hybride Künstlerin" – wird erfolgreich, weil sie von aussen zeigt, wie die Gesellschaft "innen" wirklich ist oder sein könnte. Gleichzeitig, so Rohit Jain, kann Erfolg als Potenzial nur vor dem Hintergrund der Problematisierung und des Misserfolgs bestehen.<sup>102</sup> Eine Grenzziehung – obwohl entlang einer anderen Linie – bleibt aufrechterhalten. Ob Potenzial oder Problematisierung – die diskursive Normalisierung bezieht sich stets auf eine Definition des

<sup>99</sup> Siehe Kap 2.1.2

<sup>100</sup> Siehe ebd.

<sup>101</sup> Siehe Kap. 2.2.3

<sup>102</sup> Vgl. Jain 2015: 5

Anderen und nicht des Wir. Somit bleibt die Migrationsgesellschaft ein Thema der MigrantInnen und nicht eines der Gesamtgesellschaft.

## 5 Schlusswort: Erkenntnisse

Diese Theoriearbeit hat sich mit der diskursiven Verortung der Migrationsgesellschaft Schweiz in einer kulturjournalistischen Radiosendung befasst. Das Ziel, eine Diskursstruktur sichtbar zu machen, die zeigt, wie Wissen zur Migrationsgesellschaft in der Schweiz vermittelt wird, konnte erreicht werden. Die beiden Forschungsfragen konnten grösstenteils beantwortet werden. Ein Kommentar zur Methode ist im Teil "Überblick" dieser Masterarbeit enthalten. Mit Ausblick auf den praktischen Teil dieser Masterarbeit werden im Folgenden die wichtigsten Erkenntnisse festgehalten.

### Der Normalfall Migration trifft auf die Macht der Nationalität.

Über den Erfolg von migrantischen Kulturschaffenden zu berichten oder mit Schwarzen Regisseurinnen über Rassismus zu sprechen, zeigt eine kritische Haltung. Doch die diskursive Struktur der Texte produziert weiterhin ethnische Zugehörigkeiten und Migrationsandere statt eine "innere Wirklichkeit" der Schweiz als Migrationsgesellschaft zu vertreten. Die dominanten Potenzial- und Problemdiskurse verknappen und vereinheitlichen das Wissen über die Migrationsgesellschaft. Gleichzeitig legen diese beiden Diskursarten eine Grundspannung des Schweizerischen Selbstbildes frei: Ein Dasein zwischen nationaler kleinstaatlicher Abgrenzung und gesellschaftlich-wirtschaftlicher Weltoffenheit. Diese zwei – widersprüchlichen – Makro-Narrative bestimmen mit, wie in Bezug auf globale Wanderungen Normalitäten hergestellt werden. Diese Normalitäten beeinflussen nach einem foucaultschen Verständnis Macht, Denken und Handeln: Eine durch Mobilität geprägte Schweiz bedeutet Potenzial, ist kosmopolitisch und macht die Schweiz zum globalen Player. Eine durch Migration geprägte Schweiz bringt Probleme und Defizite – eine Denormalisierung, was durch Grenzziehungen, Assimilation oder Integration aufgeholt werden muss. Somit bleibt der Begriff "Migration" ein Reizwort, das es – zumindest gegenwärtig – verunmöglicht ein Gesellschaftsbild zu zeichnen, das alle betrifft.

### Jenseits von Potenzial und Problem liegt das Postmigrantische

Die kritische Diskursanalyse eignet sich als Methode zur Gesellschaftskritik, indem sie das Feld des Sagbaren absteckt und zeigt, was zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Gesellschaft *nicht* sagbar ist. Im Sinne einer angewandten, pragmatischen kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung, müsste weiter die Frage gestellt werden, was alternativ sagbar gewesen wäre. Damit stösst man mit den Möglichkeiten der kritischen Diskursanalyse an Grenzen. Die Abwesenheit oder die Möglichkeit des Sagbaren lassen sich weniger durch das wissenschaftliche Belegen und vielmehr durch das künstlerische Erfahrbarmachen zeigen. Deshalb liegt das kritische Potenzial dieser Thematik mindestens so stark in einer künstlerischen Reaktion oder möglicherweise in ihrer kreativen

Zerstörung, wie es das Postmigrantische vorsieht. Diese Erkenntnis wird im Praxisteil dieser Masterarbeit umgesetzt.

## Gesprächsformate legen

### Repräsentationsverhältnisse offen

Wer spricht über wen? Wer führt welchen Diskurs? Die Repräsentationsasymmetrie zwischen Mehrheitszugehörigen und Minderheiten, kann im Gespräch sichtbar oder gar überwunden werden. Die diskursive Macht sollte allerdings nicht bloss umgestülpt werden. Nicht nur MigrantInnen sollen darüber sprechen, wie es ist, in der Migrationsgesellschaft zu leben. Dies führt womöglich zu einer Selbstgerechtigkeit – etwa von intellektuellen SprecherInnen aus subalternen Gruppen. Gleichzeitig sollen unterschiedliche ideologische Räume greifbar gemacht werden. Für die publizistische Arbeit bedeutet dies einerseits, die Brüche und Uneinigkeiten, welche in Recherchegesprächen entstehen, abzubilden oder zu reproduzieren. Andererseits bietet das Gespräch durch seinen offenen Charakter die Möglichkeit unhinterfragte Normalitäten – wie beispielsweise das "Weissein" in der westlichen Gesellschaft – infrage zu stellen.

## Kosmopolitischer Kulturbegriff

Dem kulturjournalistischen Text kommt unter anderem auch die Diskursmacht zu, den Kulturbegriff auszuweiten oder einzuschränken. Schlussendlich wird in den Texten das vermittelt, was in einer Gesellschaft als "Kultur" gilt und was nicht. Für das gesellschaftskritische postmigrantische Schreiben ist ein sorgfältiger Umgang mit dem Kulturbegriff unabdingbar. Um essentialistische Zuschreibungen zu vermeiden, muss Kultur als etwas Bewegliches und Heterogenes gedacht werden: Als hybride, kosmopolitische Kultur, als Ort der kritischen Reflexion und als ein diskursives Feld gesellschaftlicher Aushandlungen.

## Sprache als Scharnier

Die Sprache in der Migrationsgesellschaft wurde unerwartet zu einem der wichtigsten Reflexionspunkte. Einerseits bedeutet Sprache Normalität: Wer sie beherrscht, kann am Diskurs teilnehmen, ihn weiterentwickeln oder kritisieren. Wer sie (noch) nicht beherrscht, bewegt sich zwischen Unvermögen und Ermächtigung. Die Sprache spiegelt somit die Anormalität und Normalität – die Inklusion und Exklusion eines Menschen in der Gesellschaft massgebend. Da, wo eine Sprache aufhört und keine andere beginnt, kann man – wie Melinda Nadj Abonji in einem der untersuchten Beiträge sagt – nur noch zuhören.

## 6 Literaturverzeichnis

Bhabha, Homi K. (2000): Die Verortung der Kultur. Tübingen, Stauffenburg Verlag.

Bischoff, Christine (2014): „Kommt die nächste Miss Schweiz aus dem Kongo?“ Postkoloniale Blickregimes in den Medien. In: Patricia Purtschert, Barbara Lüthi, Francesca Falk (Hg.), (2014): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien: 65-87.

Bischoff, Christiane (2016): Blickregime der Migration. Images und Imaginationen des Fremden in Schweizer Printmedien. Münster, Waxmann.

Bonfadelli, Heinz (2012): Die Darstellung von Migranten in den Radio- und Fernsehprogrammen der Schweiz. In: Balz Engeler (Hrsg.): Wir und die Anderen. Nous et les autres. Stereotypen in der Schweiz. Stéréotypes en Suisse. Fribourg: Academic Press: 97–115.

Bonfadelli, Heinz (2018): Migration: Medienbilder, Mediennutzung, Integration. In: Swissfuture: Zukunft der Migration. Februar 2017: 20-23.

Brodin Anne / Mecheril Paul (Hrsg.) (2007): Re-Präsentationen. Dynamiken der Migrationsgesellschaft. Düsseldorf, IDA NRW.

Bundesamt für Kultur (2014): Botschaft zur Förderung der Kultur in den Jahren 2016–2020. BAK Online. <https://www.admin.ch/opc/de/federal-gazette/2015/497.pdf>. Zugriff: 30.12.2017.

Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM (2015): Migrationsgesellschaft Schweiz. Acht Denkanstösse zum Thema Potenzial. Bern.

Espahangizi, Kijan (2016): Das Postmigrantische ist kein Kind der Akademie. Geschichte der Gegenwart. <http://geschichtedergegenwart.ch/das-postmigrantische-kein-kind-der-akademie/>. Zugriff: 29.12.2017.

Florino, Arun (2015): Postmigrantische Gesellschaft behaupten, eine neue Perspektive auf die Szene Europa. [https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/archiv/studienprojekte/other\\_europes/forschung/Postmigrantische%20Gesellschaft%20im%20Ballhaus%20Naunynstrasse#sdfootnote9sym](https://www.euroethno.hu-berlin.de/de/archiv/studienprojekte/other_europes/forschung/Postmigrantische%20Gesellschaft%20im%20Ballhaus%20Naunynstrasse#sdfootnote9sym). (Zugriff 3.12.2017)

Foroutan, Naika et al. (2014): Deutschland postmigrantisch I. Gesellschaft, Religion, Identität – Erste Ergebnisse. <https://www.projekte.hu-berlin.de/de/junited/deutschland-postmigrantisch-1/>. Zugriff: 30.12.2017

Foucault, Michel (1973): Die Archäologie des Wissens. Frankfurt, Suhrkamp.

Foucault, Michel (1991): Die Ordnung des Diskurses. Frankfurt, Fischer.

Hasenjürgen, Brigitte (2013): Demokratische Migrationsgesellschaft: Zusammenleben neu aushandeln. Bundeszentrale für politische Bildung. <http://www.bpb.de/apuz/156770/demokratische-migrationsgesellschaft-zusammenleben-neu-aushandeln?p=all>. Zugriff: 28.12.2017.

Hill, Marc (2016): Nach der Parallelgesellschaft. Neue Perspektiven auf Stadt und Migration. Bielefeld, transcript Verlag.

Jäger, Siegfried / Zimmermann, Jens (Hg.) (2010): Lexikon Kritische Diskursanalyse. Eine Werkzeugkiste. Münster, UNRAST-Verlag.

Jain, Rohit (2015): «Sprichst Du Hindi?» – die zweite Generation zwischen Potenzial und Problem. In: terra cognita. Schweizer Zeitschrift zu Integration und Migration, Nr. 27: 94-97.

Kamm, Martina et al. (2010): Diskurse in die Weite: kosmopolitische Räume in den Literaturen der Schweiz. Zürich, Seismo Verlag.

Keller, Reiner / Hirsland, Andreas / Schneider, Werner, Viehöver, Willy (Hrsg.) (2000): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1 + 2. Wiesbaden, VS Verlag.

Krenn, Martin / Morawek, Katharina (2017): Urban Citizenship. Democratizing Democracy. Zürich, Verlag für Moderne Kunst.

Link, Jürgen (1982): Kollektivsymbol und Mediendiskurse. In: kultuRRvolution. Nr. 1/1982: 6-21.

Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.

Link, Jürgen (2013): Normale Krisen? Normalismus und die Krise der Gegenwart. Konstanz, Konstanz University Press.

Lutz, Philipp (Hrsg.) (2017): Neuland. Schweizer Migrationspolitik im 21. Jahrhundert. Zürich, Neue Zürcher Zeitung NZZ Libro.

Mecheril, Paul (2010): Migrationspädagogik. Weinheim, Beltz.

Mecheril, Paul (2014): Was ist das X im Postmigrantischen? In: sub/urban. zeitschrift für kritische stadtforschung. Band 2, Heft 3: 107-112.

Messerschmidt, Astrid (2016): Involviert in Machtverhältnisse. Rassismuskritische Professionalisierungen für die Pädagogik in der Migrationsgesellschaft. In: Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft. Doğmuş Aysun, Karakaşoğlu Yasemin, Mecheril Paul (Hrsg.) (2016): Pädagogisches Können in der Migrationsgesellschaft. Wiesbaden, Springer VS: 59-70.

Nadj Abonji, Melinda (2011): Zuhause in der Fremde. Versuche zur Integration. In: Sprache im Technischen Zeitalter. Hg. v. Norbert Miller und Joachim Sartorius. Heft Nr. 198: 181-190.

Palimariu, Ana-Maria (2010): "Auch sie (...) sprachen mit den Augen": Grenze(n) und Grenzgänger in Catalin Dorian Florescu Rumänien-Romanen. In: Drews-Sylla, Gesine et al. (Hrsg.): Konstruierte Normalitäten, normale Abweichungen. Wiesbaden, VS Verlag: 97-112.

Piñeiro, Esteban / Koch, Martina / Pasche, Nathalie (2017): Interkulturelle Öffnung der Institutionen: herkunftsbezogene Differenz in der Schweizer Street-Level Bureaucracy. Unveröffentlichter Schlussbericht zuhanden des Schweizerischen Nationalfonds für die Förderung der Forschung. Fachhochschule Nordwestschweiz.

Römhild, Regina (2015): Jenseits ethnischer Grenzen. Für eine postmigrantische Kultur- und Gesellschaftsforschung. In: Erol Yildiz / Marc Hill: Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld, transcript Verlag.

Schenkel, Lena (2017): Die Chancen des Ausenseiters. Eine Zürcher Werbeagentur setzt auf Flüchtlinge als Ideenlieferanten. In: Neue Zürcher Zeitung 18.11.2017.

Schmid, Walter (2015): Muss Migration nützlich sein? In: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM – terra cognita. Nr. 27: 12-15

Winter, Rainer (1997): Cultural Studies als kritische Medienanalyse: Vom „encoding/decoding“ – Modell zur Diskursanalyse. In: Hepp, Andreas: Kultur – Medien – Macht: Cultural Studies und Medienanalyse. Opladen, Westdeutscher Verlag: S. 47-63.

Wiederstein, Michael (2011): Die Anti-Pointen-Autorin. In: Schweizer Monat Juni 2011.

Yildiz, Erol / Hill Marc (2015): Nach der Migration. Postmigrantische Perspektiven jenseits der Parallelgesellschaft. Bielefeld, transcript Verlag.

Zentrum Geschichte des Wissens (2015): Postmigrantisches Europa. Postkoloniale Welt. Spannungen, Resonanzen, Kontroversen. In: <https://voicerepublic.com/series/workshop-postmigrantisches-europa-postkoloniale-welt> (Zugriff 30.04.2018).

## Statistik

Staatssekretariat für Migration SEM (2017): Dezember 2017. Statistik Zuwanderung. Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz. Publikation 15. Januar 2018.

## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Ulrike Freikamp, Matthias Leanza, Janne Mende, Stefan Müller, Peter Ullrich, Heinz-Jürgen Voß (Hrsg.) (2008): Vom Korpus zur Struktur des Diskurses: Ablauf einer kritischen Diskursanalyse. In: Kritik mit Methode? Forschungsmethoden und Gesellschaftskritik.



# Fazit

Dieses Fazit versammelt in Form von Thesen die wichtigsten Erkenntnisse der Autorin in Bezug auf ihre Masterthesis (Haupt- und Theorieteil). Es werden dabei inhaltliche wie auch methodische Aspekte reflektiert.

**"Die Sprache ist ein machtvoll Instrument der Repräsentation in der Migrationsgesellschaft. Durch sie werden Normalität und Abweichung hör- und sichtbar."**

Die Sprache in der Migrationsgesellschaft wurde im Praxis- sowie Theorieteil der Masterarbeit zu einem der wichtigsten Reflexionspunkte. Einerseits bedeutet Sprache Normalität: Wer sie beherrscht, kann am Diskurs teilnehmen, ihn weiterentwickeln oder kritisieren. Wer sie (noch) nicht beherrscht, bewegt sich zwischen Unvermögen und Ermächtigung. Die Sprache spiegelt somit die Abweichung und die Normalität – die Inklusion und die Exklusion – eines Menschen in der Gesellschaft. Andererseits stellte sich im Praxisteil die Frage der (Un-)Übersetzbarkeiten und jene des Verlusts der gemeinsamen Sprache in Familien mit Migrationserfahrungen. Das Übersetzen im Privaten ist flüchtig und oft ungenau. Die englischen Aussagen meines Vaters für eine Öffentlichkeit zu übersetzen, war eine grosse Herausforderung. Wie sollte ich ihn repräsentieren? Ich habe mich für semantische, aber auch authentische Übersetzungen – so, wie ich es sagen würde – entschieden. Ein sorgfältiger Umgang mit Sprache ist zentral und muss je nach Kontext neu verhandelt werden. Dies auch im übertragenen Sinne – die emotionale Sprache, die sich aufgrund unterschiedlicher Lebensrealitäten in einer Migrationsgesellschaft verändert. Da, wo eine Sprache aufhört und keine andere beginnt, kann man – wie Melinda Nadj Abonji sagt – nur noch zuhören. Die Wahl des Audiomediums für die publizistische Arbeit hat sich deshalb als sehr passend erwiesen.

**"Fiktionale Elemente können in autobiografischen Erzählungen die Erinnerung spürbar machen."**

Autobiografisches Material und Selbsterzählungen eignen sich für das postmigrantisches Schreiben. Dies vor allem deshalb, weil das "Erzählen von Geschichten, die geprägt sind von Migrationserfahrungen und Mehrfachzugehörigkeiten" im Zentrum steht geht. Diese Geschichten liegen meist in der Vergangenheit. Und aus der Distanz lassen sich meist bedeutendere Geschichten erzählen und neuverknüpfen. Das wichtigste Instrument hierfür ist die Erinnerung. Ihre Darstellung kann entweder möglichst realitätsnah und meist fragmentiert sein oder so wie man sie sich in Gedanken narrativ einbettet. Welches Lied in der Taxifahrt vor 30 Jahren in Boston lief, wusste mein Vater nicht mehr. Mein Vater hatte mir von dieser Taxifahrt schon oft erzählt und ich stellte mir immer vor, dass Soulmusik aus im Autoradio lief. Ich nahm mir in der Gestaltung des Beitrags die Freiheit, mit solchen fiktionalen Momenten zu arbeiten. In meiner Arbeit sind dies Effekte und Atmosphären, die in einem künstlichen, synthetischen Raum geschaffen

werden. Doch die Bedeutung ist alles andere als künstlich: Ich mache dadurch hör- oder spürbar, wie ich erinnere. Und beim Hörer wird bestenfalls das sogenannte "Kopfkino" eingeschaltet.

## "Gespräche als Darstellungsform in kulturjournalistischen Medien können Diskurspositionen und unhinterfragte Normalitäten offenlegen."

Wer spricht über wen? Wer führt welchen Diskurs? Wer ordnet wie ein? Die Repräsentations-Asymmetrie, die im Feuilleton zwischen Mehrheitszugehörigen und (post-)migrantischen Subjekten existiert, kann im Gespräch sichtbar gemacht werden. Die diskursive Macht sollte allerdings nicht bloss umgestülpt werden. Nicht nur MigrantInnen sollen darüber sprechen, wie es ist, in der Migrationsgesellschaft zu leben. Denn dies führt womöglich zu einer Art Selbstgerechtigkeit – etwa von intellektuellen SprecherInnen mit Migrationserfahrung. Dieses Rollenbild werde ich mir in meiner eigenen Tätigkeit auch immer wieder vergegenwärtigen müssen.

Gleichzeitig sollen unterschiedliche Diskurspositionen greifbar gemacht werden. Für die publizistische Arbeit bedeutet dies einerseits, Ambivalenzen, Brüche und Uneinigkeiten, welche in Recherchegesprächen entstehen, abzubilden oder zu reproduzieren. Andererseits bietet das Gespräch die Möglichkeit unhinterfragte Normalitäten – wie beispielsweise das "Weissen" in der Migrationsgesellschaft – mit all ihren Widersprüchlichkeiten zu besprechen. Dies bedingt allerdings eine Offenheit im Framing von Mediengeschichten. Im Verlauf der Praxisarbeit musste ich meine Herangehensweise deshalb ändern: Das von mir gesetzte Frame des Audiofeatures war zu Beginn als kritische Reflexion über Heimat und Migration mit einem "Migranten" – meinem Vater gesetzt. Doch durch diese Linse war kein neuer Zugang – keine postmigrantische Kritik möglich. Erst im Gespräch stellte sich heraus, dass die eigentliche Geschichte in einer komplizierten Vater-Tochter-Beziehung liegt.

## "Das Postmigrantische eignet sich als Form der Gesellschaftskritik."

Die kritische Diskursanalyse eignet sich als Methode zur Gesellschaftskritik, indem sie das Feld des Sagbaren absteckt und zeigt, was zu einem bestimmten Zeitpunkt in einer bestimmten Gesellschaft *nicht* sagbar ist. Im Sinne einer angewandten, pragmatischen kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung, müsste weiter die Frage gestellt werden, was alternativ sagbar *wäre*. Damit stiess ich mit den Möglichkeiten der kritischen Diskursanalyse an Grenzen. Die Abwesenheit oder die Möglichkeit des Sagbaren lassen sich weniger durch das wissenschaftliche Belegen und vielmehr durch das künstlerische Erfahrbarmachen zeigen. Deshalb liegt das kritische Potenzial dieser Thematik mindestens so stark in einer künstlerischen Reaktion oder möglicherweise in einer kreativen Zerstörung, wie sie das Postmigrantische vorsieht.

# Prüfungstexte

Foucault, Michel (2000): Die Ordnung des Diskurses. Fischer, Frankfurt.

Mecheril, Paul (2014): Was ist das X im Postmigrantischen? In: sub/urban. zeitschrift für kritische stadtforschung. Band 2, Heft 3: 107-11

MICHEL FOUCAULT

Die Ordnung des Diskurses

Inauguralvorlesung  
am Collège de France,  
2. Dezember 1970

In den Diskurs, den ich heute zu halten habe, und in die Diskurse, die ich vielleicht durch Jahre hindurch hier werden müssen, hätte ich mich gern verstohlen eingeschlichen. Anstatt das Wort zu ergreifen, wäre ich von ihm lieber umgarnt worden, um jedes Anfangens entoben zu sein. Ich hätte gewünscht, während meines Sprechens eine Stimme ohne Namen zu vernehmen, die mir immer schon voraus war: ich wäre es dann zufrieden gewesen, an ihre Worte anzuschließen, sie fortzusetzen, mich in ihren Fugen unbemerkt einzunisten, gleichsam, als hätte sie mir ein Zeichen gegeben, indem sie für einen Augenblick aussetzte. Dann gäbe es kein Anfangen. Anstatt der Urheber des Diskurses zu sein, wäre ich im Zufall seines Ablaufs nur eine winzige Lücke und vielleicht sein Ende.

Ich hätte gewünscht, daß es hinter mir eine Stimme gäbe, die schon seit langem das Wort ergriffen hätte und im Vorhinein alles, was ich sage, verdoppelte und daß diese Stimme so spräche: »Man muß weiterreden, ich kann nicht weitermachen, man muß weiterreden, man muß Wörter sagen, solange es welche gibt; man muß sie sagen, bis sie mich finden, bis sie mich sagen – befremdende Mühe, befremdendes Versagen; man muß weiterreden; vielleicht ist es schon getan, vielleicht haben sie mich schon gesagt, vielleicht haben sie mich schon an die Schwelle meiner Geschichte getragen, an das Tor, welches sich schon auf meine Geschichte öffnet (seine Öffnung würde mich erstaunen).«

Ich glaube, es gibt bei vielen ein ähnliches Verlangen, nicht anfangen zu müssen; ein ähnliches Begehren, sich von vornherein auf der anderen Seite des Diskurses zu befinden und nicht von außen ansehen zu müssen, was er Einzigartiges, Bedrohliches, ja vielleicht Verderbliches an sich hat. Auf diesen so verbreiteten Wunsch gibt die Institution eine ironische Antwort, indem sie die Anfänge feierlich gestaltet, indem sie

sie mit ehrfürchtigem Schweigen umgibt und zu weithin sichtbaren Zeichen ritualisiert.

Das Begehren sagt: »Ich selbst möchte nicht in jene gefährliche Ordnung des Diskurses eintreten müssen; ich möchte nichts zu tun haben mit dem, was es Einschneidendes und Entscheidendes in ihm gibt; ich möchte, daß er um mich herum eine ruhige, tiefe und unendlich offene Transparenz bilde, in der die anderen meinem Erwarten antworten und aus der die Wahrheiten eine nach der anderen hervorgehen; ich möchte nur in ihm und von ihm wie ein glückliches Findelkind getragen werden.« Und die Institution antwortet: »Du brauchst vor dem Anfangen keine Angst zu haben; wir alle sind da, um dir zu zeigen, daß der Diskurs in der Ordnung der Gesetze steht; daß man seit jeher über seinem Auftreten wacht; daß ihm ein Platz bereitet ist, der ihn ehrt, aber entwaffnet; und daß seine Macht, falls er welche hat, von uns und nur von uns stammt.«

Aber vielleicht sind diese Institution und dieses Begehren nur zwei entgegengesetzte Antworten auf ein und dieselbe Unruhe: Unruhe angesichts dessen, was der Diskurs in seiner materiellen Wirklichkeit als gesprochenes oder geschriebenes Ding ist; Unruhe angesichts jener vergänglichen Existenz, die zweifellos dem Verschwinden geweiht ist, aber nach einer Zeitlichkeit, die nicht die unsere ist; Unruhe, die unter jener alltäglichen und unscheinbaren Tätigkeit nicht genau vorstellbarer Mächte und Gefahren zu verspüren ist; verdächtige Unruhe von Kämpfen, Siegen, Verletzungen, Überwältigungen und Knechtschaften in so vielen Wörtern, deren Rauheiten sich seit langem abgeschliffen haben.

Aber was ist denn so gefährlich an der Tatsache, daß die Leute sprechen und daß ihre Diskurse endlos weiterwuchern? Wo liegt die Gefahr?

Die Hypothese, die ich heute abend entwickeln möchte, um den Ort – oder vielleicht das sehr provisorische Theater – meiner Arbeit zu fixieren: Ich setze voraus, daß in jeder Ge-

sellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird – und zwar durch gewisse Prozeduren, deren Aufgabe es ist, die Kräfte und die Gefahren des Diskurses zu bändigen, sein unberechenbar Ereignishaftes zu bannen, seine schwere und bedrohliche Materialität zu umgehen.

In einer Gesellschaft wie der unseren kennt man sehr wohl Prozeduren der *Ausschließung*. Die sichtbarste und vertrauteste ist das *Verbot*. Man weiß, daß man nicht das Recht hat, alles zu sagen, daß man nicht bei jeder Gelegenheit von allem sprechen kann, daß schließlich nicht jeder beliebige über alles beliebige reden kann. Tabu des Gegenstandes, Ritual der Umstände, bevorzugtes oder ausschließliches Recht des sprechenden Subjekts – dies sind die drei Typen von Verboten, die sich überschneiden, verstärken oder ausgleichen und so einen komplexen Raster bilden, der sich ständig ändert. Ich möchte nur anmerken, daß es heute zwei Bereiche gibt, in denen der Raster besonders eng ist und die Verbote immer zahlreicher werden: die Bereiche der Sexualität und der Politik. Offensichtlich ist der Diskurs keineswegs jenes transparente und neutrale Element, in dem die Sexualität sich entwaffnet und die Politik sich befriedet, vielmehr ist er ein bevorzugter Ort, einige ihrer bedrohlichsten Kräfte zu entfalten. Der Diskurs mag dem Anschein nach fast ein Nichts sein – die Verbote, die ihn treffen, offenbaren nur allzubald seine Verbindung mit dem Begehren und der Macht. Und das ist nicht erstaunlich. Denn der Diskurs – die Psychoanalyse hat es uns gezeigt – ist nicht einfach das, was das Begehren offenbart (oder verbirgt): er ist auch Gegenstand des Begehrens; und der Diskurs – dies lehrt uns immer wieder die Geschichte – ist auch nicht bloß das, was die Kämpfe oder die Systeme der Beherrschung in Sprache übersetzt: er ist dasjenige, worum und womit man kämpft; er ist die Macht, deren man sich zu bemächtigen sucht.

Es gibt in unserer Gesellschaft noch ein anderes Prinzip der Ausschließung: kein Verbot, sondern eine Grenzziehung und eine Verwerfung. Ich denke an die Entgegensetzung von

Vernunft und Wahnsinn. Seit dem Mittelalter ist der Wahnsinnige derjenige, dessen Diskurs nicht ebenso zirkulieren kann wie der der andern: sein Wort gilt für null und nichtig, es hat weder Wahrheit noch Bedeutung, kann vor Gericht nichts bezeugen, kein Rechtsgeschäft und keinen Vertrag beglaubigen, kann nicht einmal im Meßopfer die Transsubstantiation sich vollziehen lassen und aus dem Brot einen Leib machen; andererseits kann es aber auch geschehen, daß man dem Wort des Wahnsinnigen im Gegensatz zu jedem andern eigenartige Kräfte zutraut: die Macht, eine verborgene Wahrheit zu sagen oder die Zukunft vorauszukünden oder in aller Naivität das zu sehen, was die Weisheit der andern nicht wahrzunehmen vermag. Seltsamerweise wurde in Europa jahrhundertlang das Wort des Wahnsinnigen entweder nicht vernommen oder, wenn es vernommen wurde, als Wahrspruch gehört. Entweder fiel es ins Nichts, indem es mit seinem Auftauchen sofort verworfen wurde; oder man entzifferte darin eine naive oder listige Vernunft, eine vernünftiger Vernunft als die der vernünftigen Leute. Ob es nun ausgesperrt wurde oder insgeheim die Weihen der Vernunft erhielt – es existierte nicht. Zwar hat man an seinen Worten den Wahnsinnigen erkannt; seine Worte zogen die Grenze, aber niemals wurden sie gesammelt, niemals hörte man wirklich auf sie. Vor dem Ende des 18. Jahrhunderts ist kein Arzt auf die Idee gekommen, sich zu fragen, was denn in diesem Wort gesagt wird (und wie und warum es gesagt wird) – in dem Wort, das doch den Unterschied setzte. Der ganze unermessliche Diskurs des Wahnsinnigen wurde wieder zu sinnlosem Geräusch. Nur symbolisch erteilte man ihm das Wort: auf dem Theater, wo er entwaffnet und versöhnt auftrat, weil er die Rolle der maskierten Wahrheit spielte.

Man wird mir sagen, daß all das heute zu Ende ist oder zu Ende geht; daß das Wort des Wahnsinnigen nicht mehr auf der anderen Seite steht; daß es nicht mehr null und nichtig ist; daß es uns vielmehr auflauert; daß wir in ihm einen Sinn suchen oder die Ruinen eines Werks; und daß wir es bereits in

dem überraschen, was wir selbst artikulieren: in dem winzigen Riß, in dem uns entgeht, was wir sagen. Aber noch soviel Aufmerksamkeit beweist nicht, daß die alte Grenze nicht mehr besteht. Man denke nur an den ganzen Wissensapparat, mit dem wir jenes Wort entziffern; man denke nur an das ganze Netz von Institutionen, das einem – Arzt oder Psychoanalytiker – erlaubt, jenes Wort zu hören, und das gleichzeitig dem Patienten erlaubt, seine armseligen Wörter hervorzuholen oder verzweifelt zurückzuhalten. Man braucht nur an all das zu denken, um den Verdacht zu erwecken, daß die Grenze keineswegs beseitigt ist, daß sie nur anders gezogen ist: nach anderen Linien, durch neue Institutionen und mit Wirkungen, die nicht dieselben sind. Und selbst wenn die Rolle des Arztes nur die wäre, das Ohr einem endlich freien Wort zu leihen – das Horchen läßt die Zäsur immer bestehen. Es wird einem Diskurs gelauscht, der vom Begehren durchdrungen ist und sich – in seinem äußersten Hochgefühl oder in seiner äußersten Angst – mit schrecklichen Mächten begabt glaubt. Wenn es des Schweigens der Vernunft bedarf, um die Ungeheuer zu heilen, so muß das Schweigen doch auf der Hut sein: also bleibt die Grenzziehung.

Vielleicht ist es gewagt, den Gegensatz zwischen dem Wahren und dem Falschen als ein drittes Ausschließungssystem zu betrachten – neben den beiden, von denen ich eben sprach. Wie sollte man vernünftigerweise den Zwang der Wahrheit mit solchen Grenzziehungen vergleichen können, die von vornherein willkürlich sind oder sich zumindest um geschichtliche Zufälligkeiten herum organisieren, mit Grenzziehungen, die nicht nur verändert werden können, sondern sich tatsächlich ständig verschieben, die von einem ganzen Netz von Institutionen getragen sind, welche sie aufzwingen und absichern, und die sich zwangsweise, ja zum Teil gewalt-sam durchsetzen?

Gewiß, auf der Ebene eines Urteils innerhalb eines Diskurses ist die Grenzziehung zwischen dem Wahren und dem Falschen weder willkürlich noch veränderbar, weder institutio-

nell noch gewaltsam. Begibt man sich aber auf eine andere Ebene, stellt man die Frage nach jenem Willen zur Wahrheit, der seit Jahrhunderten unsere Diskurse durchdringt, oder fragt man allgemeiner, welche Grenzziehung unseren Willen zum Wissen bestimmt, so wird man vielleicht ein Ausschließungssystem (ein historisches, veränderbares, institutionell zwingendes System) sich abzeichnen sehen.

Zweifellos hat sich diese Grenzziehung geschichtlich konstituiert. Denn noch bei den griechischen Dichtern des 6. Jahrhunderts war der wahre Diskurs – im starken und wertbetonten Sinn des Wortes: der wahre Diskurs, vor dem man Achtung und Ehrfurcht hatte und dem man sich unterwerfen mußte, weil er der herrschende war – eben der Diskurs, der von den hierzu Befugten nach dem erforderlichen Ritual verlautbart worden ist; es war der Diskurs, der Recht sprach und jedem sein Teil zuwies; es war der Diskurs, der die Zukunft prophezeiend nicht nur ankündigte, was geschehen würde, sondern auch zu seiner Verwirklichung beitrug, der die Zustimmung der Menschen herbeiführte und sich so mit dem Geschick verflocht. Aber schon ein Jahrhundert später lag die höchste Wahrheit nicht mehr in dem, was der Diskurs *war*, oder in dem, was er *tat*, sie lag in dem, was er *sagte*: eines Tages hatte sich die Wahrheit vom ritualisierten, wirksamen und gerechten Akt der Aussage weg und zur Aussage selbst hin verschoben: zu ihrem Sinn, ihrer Form, ihrem Gegenstand, ihrem referentiellen Bezug. Zwischen Hesiod und Platon hat sich eine Teilung durchgesetzt, welche den wahren Diskurs und den falschen Diskurs trennte; diese Teilung war neu, denn nunmehr war der wahre Diskurs nicht mehr der kostbare und begehrenswerte Diskurs, der an die Ausübung von Macht gebunden ist. Der Sophist ist vertrieben.

Diese historische Grenzziehung hat unserem Willen zum Wissen zweifellos seine allgemeine Form gegeben. Aber sie hat sich auch immer wieder verschoben: die großen wissenschaftlichen Mutationen können vielleicht manchmal als die Folgen einer Entdeckung verstanden werden, sie können aber

auch als das Erscheinen neuer Formen des Willens zur Wahrheit gesehen werden. Es gibt ohne Zweifel im 19. Jahrhundert einen Willen zur Wahrheit, der weder in seinen Formen noch in seinen Gegenstandsbereichen, noch in den von ihm verwendeten Techniken, mit dem Willen zum Wissen übereinstimmt, welcher die Kultur der Klassik charakterisiert. Gehen wir noch weiter zurück: an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert ist (vor allem in England) ein Wille zum Wissen aufgetreten, der im Vorgriff auf seine wirklichen Inhalte Ebenen von möglichen beobachtbaren, meßbaren, klassifizierbaren Gegenständen entwarf; ein Wille zum Wissen, der dem erkennenden Subjekt (gewissermaßen vor aller Erfahrung) eine bestimmte Position, einen bestimmten Blick und eine bestimmte Funktion (zu sehen anstatt zu lesen, zu verifizieren anstatt zu kommentieren) zuwies; ein Wille zum Wissen, der (in einem allgemeineren Sinn als irgendein technisches Instrument) das technische Niveau vorschrieb, auf dem allein die Erkenntnisse verifizierbar und nützlich sein konnten. Es sieht so aus, als hätte seit der großen Platonischen Grenzziehung der Wille zur Wahrheit seine eigene Geschichte, welche nicht die der zwingenden Wahrheiten ist: eine Geschichte der Ebenen der Erkenntnisgegenstände, eine Geschichte der Funktionen und Positionen des erkennenden Subjekts, eine Geschichte der materiellen, technischen, instrumentellen Investitionen der Erkenntnis.

Dieser Wille zur Wahrheit stützt sich, ebenso wie die übrigen Ausschließungssysteme, auf eine institutionelle Basis: er wird zugleich verstärkt und ständig erneuert von einem ganzen Geflecht von Praktiken wie vor allem natürlich der Pädagogik, dem System der Bücher, der Verlage und der Bibliotheken, den gelehrten Gesellschaften einstmals und den Laboratorien heute. Gründlicher noch abgesichert wird er zweifellos durch die Art und Weise, in der das Wissen in einer Gesellschaft eingesetzt wird, in der es gewertet und sortiert, verteilt und zugewiesen wird. Es sei hier nur symbolisch an das alte griechische Prinzip erinnert: daß die Arithmetik in



den demokratischen Städten betrieben werden kann, da in ihr Gleichheitsbeziehungen gelehrt werden; daß aber die Geometrie nur in den Oligarchien unterrichtet werden darf, da sie die Proportionen in der Ungleichheit aufzeigt.

Schließlich glaube ich, daß dieser auf einer institutionellen Basis und Verteilung beruhende Wille zur Wahrheit in unserer Gesellschaft dazu tendiert, auf die anderen Diskurse Druck und Zwang auszuüben. Ich denke daran, wie sich die abendländische Literatur seit Jahrhunderten ans Natürliche und Wahrscheinliche, an die Wahrhaftigkeit und sogar an die Wissenschaft – also an den wahren Diskurs – anlehnen muß. Ich denke gleichfalls daran, wie die ökonomischen Praktiken, die als Vorschriften oder Rezepte oder auch als Moral kodifiziert sind, sich seit dem 16. Jahrhundert zu rationalisieren und zu rechtfertigen suchen, indem sie sich auf eine Theorie der Reichtümer und der Produktion stützen. Ich denke auch daran, wie das so gebieterische System der Strafjustiz seine Grundlage oder seine Rechtfertigung zunächst in einer Theorie des Rechts und seit dem 19. Jahrhundert in einem soziologischen, psychologischen, medizinischen, psychiatrischen Wissen sucht: als ob selbst das Wort des Gesetzes in unserer Gesellschaft nur noch durch einen Diskurs der Wahrheit autorisiert werden könnte.

Drei große Ausschließungssysteme treffen den Diskurs: das verbotene Wort; die Ausgrenzung des Wahnsinns; der Wille zur Wahrheit. Vom letzten habe ich am meisten gesprochen. Denn auf dieses bewegen sich die beiden anderen seit Jahrhunderten zu; immer mehr versucht es, sie sich unterzuordnen, um sie gleichzeitig zu modifizieren und zu begründen. Während die beiden ersten immer schwächer werden, und ungewisser, sofern sie vom Willen zur Wahrheit durchkreuzt werden, wird dieser immer stärker, immer tiefer und unausweichlicher.

Und doch spricht man von ihm am wenigsten. Es ist, als würden der Wille zur Wahrheit und seine Wendungen für uns gerade von der Wahrheit und ihrem notwendigen Ablauf ver-

deckt. Der Grund dafür ist vielleicht dieser: Wenn der wahre Diskurs seit den Griechen nicht mehr derjenige ist, der dem Begehren antwortet oder der die Macht ausübt, was ist dann im Willen zur Wahrheit, im Willen, den wahren Diskurs zu sagen, am Werk – wenn nicht das Begehren und die Macht? Der wahre Diskurs, den die Notwendigkeit seiner Form vom Begehren ablöst und von der Macht befreit, kann den Willen zur Wahrheit, der ihn durchdringt, nicht anerkennen; und der Wille zur Wahrheit, der sich uns seit langem aufzwingt, ist so beschaffen, daß die Wahrheit, die er will, gar nicht anders kann, als ihn zu verschleiern.

So bietet sich unseren Augen eine Wahrheit dar, welche Reichtum und Fruchtbarkeit ist, sanfte und listig universelle Kraft. Und wir übersehen dabei den Willen zur Wahrheit – jene gewaltige Ausschließungsmaschinerie. Alle jene, die in unserer Geschichte immer wieder versucht haben, diesen Willen zur Wahrheit umzubiegen und ihn gegen die Wahrheit zu wenden, gerade dort, wo die Wahrheit es unternimmt, das Verbot zu rechtfertigen und den Wahnsinn zu definieren, alle jene – von Nietzsche zu Artaud und Bataille – müssen uns nun als – freilich erhabene – Orientierungszeichen unserer alltäglichen Arbeit dienen.

Es gibt offensichtlich viele andere Prozeduren der Kontrolle und Einschränkung des Diskurses. Diejenigen, von denen ich bis jetzt gesprochen habe, wirken gewissermaßen von außen; sie funktionieren als Ausschließungssysteme; sie betreffen den Diskurs in seinem Zusammenspiel mit der Macht und dem Begehren.

Ich glaube, man kann noch eine andere Gruppe ausmachen. Interne Prozeduren, mit denen die Diskurse ihre eigene Kontrolle selbst ausüben; Prozeduren, die als Klassifikations-, Anordnungs-, Verteilungsprinzipien wirken. Diesmal geht es darum, eine andere Dimension des Diskurses zu bändigen: die des Ereignisses und des Zufalls.

Hier ist in erster Linie der Kommentar zu nennen. Ich nehme an, bin aber nicht ganz sicher, daß es kaum eine Gesellschaft gibt, in der nicht große Erzählungen existieren, die man erzählt, wiederholt, abwandelt; Formeln, Texte, ritualisierte Diskurssammlungen, die man bei bestimmten Gelegenheiten vorträgt; einmal gesagte Dinge, die man aufbewahrt, weil man in ihnen ein Geheimnis oder einen Reichtum vermutet. In allen Gesellschaften läßt sich eine Art Gefälle zwischen den Diskursen vermuten: zwischen den Diskursen, die im Auf und Ab des Alltags geäußert werden und mit dem Akt ihres Ausgesprochenwerdens vergehen, und den Diskursen, die am Ursprung anderer Sprechakte stehen, die sie wieder aufnehmen, transformieren oder besprechen – also jenen Diskursen, die über ihr Ausgesprochenwerden hinaus *gesagt sind*, gesagt bleiben, und noch zu sagen sind. Wir kennen sie in unserem Kultursystem: es sind die religiösen und die juristischen Texte, auch die literarischen Texte mit ihrem so merkwürdigen Status, bis zu einem gewissen Grade die wissenschaftlichen Texte.

Gewiß ist diese Abstufung weder stabil noch konstant oder absolut. Es gibt nicht auf der einen Seite die ein für allemal gegebene Kategorie der grundlegenden oder schöpferischen Diskurse und auf der anderen Seite die Masse der wiederholenden, glossierenden und kommentierenden. Viele Primärtexte verdunkeln sich und verschwinden und manchmal übernehmen Kommentare den ersten Platz. Aber wenn sich auch die Ansatzpunkte ändern, so bleibt doch die Funktion; das Prinzip der Abstufung tritt immer wieder in Kraft. Die radikale Aufhebung dieser Abstufung kann niemals etwas anderes sein als Spiel, Utopie oder Angst. Spiel in der Art von Borges als Kommentar, der nur wörtliche (aber feierliche und erwartete) Wiederholung dessen ist, was er kommentiert; oder Spiel einer Kritik, die endlos von einem Werk spricht, das gar nicht existiert. Lyrischer Traum eines Diskurses, der in jedem seiner Punkte absolut neu und unschuldig wiedergeboren wird und der ohne Unterlaß in aller Frische aus Din-

gen, Gefühlen oder Gedanken wiederersteht. Angst jenes Kranken von Janet, für den jede geringste Aussage gleichsam ein Wort des Evangeliums war, unerschöpfliche Sinnschätze barg und endlos erneuert, wiederholt und kommentiert zu werden verdiente: »Wenn ich nur daran denke«, sagte er, sobald er etwas las oder hörte, »wenn ich nur daran denke, daß dieser Satz in die Ewigkeit eingeht und daß ich ihn vielleicht noch nicht ganz verstanden habe.«

Aber auch hier geht es immer nur darum, eines der Glieder der Relation zu beseitigen, nicht die Beziehung selbst. Diese Beziehung ändert sich ständig in der Zeit und nimmt auch innerhalb einer Epoche vielfältige und auseinanderstrebende Formen an. Die juristische Exegese ist (schon seit langem) vom religiösen Kommentar sehr verschieden. Ein einziges literarisches Werk kann gleichzeitig zu recht unterschiedlichen Diskurstypen Anlaß geben: die *Odyssee* als Primärtext wird gleichzeitig in der Übersetzung von Bérard, in unzähligen Texterklärungen und im *Ulysses* von Joyce wiederholt.

Für den Augenblick möchte ich nur darauf hinweisen, daß im Kommentar die Abstufung von Primärtext und Sekundärtext zwei einander ergänzende Rollen spielt. Einerseits ermöglicht es (und zwar endlos), neue Diskurse zu konstruieren: der Überhang des Primärtextes, seine Fortdauer, sein Status als immer wieder aktualisierbarer Diskurs, der vielfältige oder verborgene Sinn, als dessen Inhaber er gilt, die Verschwiegenheit und der Reichtum, die man ihm wesenhaft zuspricht – all das begründet eine offene Möglichkeit zu sprechen. Aber andererseits hat der Kommentar, welche Methoden er auch anwenden mag, nur die Aufgabe, das *schließlich* zu sagen, was *dort* schon verschwiegen artikuliert war. Er muß (einem Paradox gehorchend, das er immer verschiebt, aber dem er niemals entrinnt) zum ersten Mal das sagen, was doch schon gesagt worden ist, und muß unablässig das wiederholen, was eigentlich niemals gesagt worden ist. Das unendliche Gewimmel der Kommentare ist vom Traum einer maskierten Wiederholung durchdrungen: an seinem Hori-

zont steht vielleicht nur das, was an seinem Ausgangspunkt stand – das bloße Rezitieren. Der Kommentar bannt den Zufall des Diskurses, indem er ihm gewisse Zugeständnisse macht: er erlaubt zwar, etwas anderes als den Text selbst zu sagen, aber unter der Voraussetzung, daß der Text selbst gesagt und in gewisser Weise vollendet werde. Die offene Vielfalt und das Wagnis des Zufalls werden durch das Prinzip des Kommentars von dem, was gesagt zu werden droht, auf die Zahl, die Form, die Maske, die Umstände der Wiederholung übertragen. Das Neue ist nicht in dem, was gesagt wird, sondern im Ereignis seiner Wiederkehr.

Ich glaube, es gibt noch ein anderes Prinzip der Verknappung des Diskurses, welches das erste bis zu einem gewissen Grade ergänzt. Es handelt sich um den Autor. Und zwar nicht um den Autor als sprechendes Individuum, das einen Text gesprochen oder geschrieben hat, sondern um den Autor als Prinzip der Gruppierung von Diskursen, als Einheit und Ursprung ihrer Bedeutungen, als Mittelpunkt ihres Zusammenhalts. Dieses Prinzip wirkt nicht überall in der gleichen Weise; vielmehr gibt es um uns herum viele Diskurse, die im Umlauf sind, ohne ihren Sinn oder ihre Wirksamkeit einem Autor zu verdanken: banale Aussagen, die alsbald verschwinden; Beschlüsse oder Verträge, die Unterzeichner brauchen, aber keinen Autor; technische Anweisungen, die anonym weitergegeben werden. In den Bereichen, in denen die Zuschreibung an einen Autor die Regel ist – Literatur, Philosophie, Wissenschaft –, kann man sehen, daß sie nicht immer dieselbe Rolle spielt. Im Mittelalter war die Zuschreibung an einen Autor im Bereich des wissenschaftlichen Diskurses unerlässlich, denn sie war ein Index der Wahrheit. Man war sogar der Auffassung, daß ein Satz seinen wissenschaftlichen Wert von seinem Autor beziehe. Seit dem 17. Jahrhundert hat sich diese Funktion im wissenschaftlichen Diskurs immer mehr abgeschwächt: die Rolle des Autors besteht nur mehr darin, einem Lehrsatz, einem Effekt, einem Beispiel, einem Syndrom den Namen zu geben. Hingegen hat sich im

Bereich des literarischen Diskurses seit eben jener Zeit die Funktion des Autors verstärkt: all die Erzählungen, Gedichte, Dramen oder Komödien, die man im Mittelalter mehr oder weniger anonym zirkulieren ließ, werden nun danach befragt (und sie müssen es sagen), woher sie kommen, wer sie geschrieben hat. Man verlangt, daß der Autor von der Einheit der Texte, die man unter seinen Namen stellt, Rechenschaft ablegt; man verlangt von ihm, den verborgenen Sinn, der sie durchkreuzt, zu offenbaren oder zumindest in sich zu tragen; man verlangt von ihm, sie in sein persönliches Leben, in seine gelebten Erfahrungen, in ihre wirkliche Geschichte einzufügen. Der Autor ist dasjenige, was der beunruhigenden Sprache der Fiktion ihre Einheiten, ihren Zusammenhang, ihre Einfügung in das Wirkliche gibt.

Nun wird man mir sagen: »Aber Sie sprechen da vom Autor, wie ihn die Kritik nachträglich erfindet, wenn der Tod eingetreten ist und nur mehr eine verworrene Masse von unverständlichen Texten übrig ist; selbstverständlich muß man dann ein bißchen Ordnung in all das bringen; man muß sich einen Entwurf, einen Zusammenhang, eine Thematik ausdenken, die man dem Bewußtsein oder dem Leben des vielleicht tatsächlich etwas fiktiven Autors zuschreibt. Aber das ändert doch nichts daran, daß er existiert hat, dieser wirkliche Autor, dieser Mensch, der in all die abgenutzten Wörter eingebrochen ist, und sein Genie oder seine Unordnung in sie hineingetragen hat.«

Es wäre sicherlich absurd, die Existenz des schreibenden und erfindenden Individuums zu leugnen. Aber ich denke, daß – zumindest seit einer bestimmten Epoche – das Individuum, das sich daranmacht, einen Text zu schreiben, aus dem vielleicht ein Werk wird, die Funktion des Autors in Anspruch nimmt. Was es schreibt und was es nicht schreibt, was es entwirft, und sei es nur eine flüchtige Skizze, was es an banalen Äußerungen fallen läßt – dieses ganze differenzierte Spiel ist von der Autor-Funktion vorgeschrieben, die es von seiner Epoche übernimmt oder die es seinerseits modifiziert. Und

wenn es das traditionelle Bild, das man sich vom Autor macht, umstößt, so schafft es eine neue Autor-Position, von der aus es in allem, was es je sagt, seinem Werk ein neues, noch verschwommenes Profil verleiht.

Um den Zufall des Diskurses in Grenzen zu halten, setzt der Kommentar das Spiel der *Identität* in der Form der *Wiederholung* und des *Selben* ein. Das Spiel der *Identität*, mit dem das Prinzip des Autors denselben Zufall einschränkt, hat die Form der *Individualität* und des *Ich*.

Auch in dem, was man die »Disziplinen« nennt (nicht die Wissenschaften), wäre ein Prinzip der Einschränkung zu erkennen. Auch dieses Prinzip ist relativ und beweglich. Auch es erlaubt zu konstruieren, aber nach ganz bestimmten Spielregeln.

Die Organisation der Disziplinen unterscheidet sich sowohl vom Prinzip des Kommentars wie von dem des Autors. Vom Prinzip des Autors hebt sich eine Disziplin ab, denn sie definiert sich durch einen Bereich von Gegenständen, ein Bündel von Methoden, ein Korpus von als wahr angesehenen Sätzen, ein Spiel von Regeln und Definitionen, von Techniken und Instrumenten: das alles konstituiert ein anonymes System, das jedem zur Verfügung steht, der sich seiner bedienen will oder kann, ohne daß sein Sinn oder sein Wert von seinem Erfinder abhängen. Das Prinzip der Disziplin hebt sich aber auch von dem des Kommentars ab: im Unterschied zu diesem wird in der Disziplin nicht ein Sinn vorausgesetzt, der wiederentdeckt werden muß, und auch keine Identität, die zu wiederholen ist; sondern das, was für die Konstruktion neuer Aussagen erforderlich ist. Zur Disziplin gehört die Möglichkeit, endlos neue Sätze zu formulieren.

Aber es ist noch mehr notwendig – damit weniger möglich ist: eine Disziplin ist nicht die Summe dessen, was bezüglich einer bestimmten Sache Wahres gesagt werden kann; sie ist auch nicht die Gesamtheit dessen, was über eine bestimmte Gegebenheit aufgrund eines Prinzips der Kohärenz oder der Systematizität angenommen werden kann. Die Medizin be-

steht nicht aus der Gesamtheit dessen, was man bezüglich der Krankheit Wahres sagen kann; die Botanik kann nicht als die Summe aller Wahrheiten, welche die Pflanzen betreffen, definiert werden. Es gibt dafür zwei Gründe: einmal bestehen die Botanik oder die Medizin, ebenso wie jede andere Disziplin, nicht nur aus Wahrheiten, sondern auch aus Irrtümern, die nicht Residuen oder Fremdkörper sind, sondern positive Funktionen haben, historisch wirksam sind und eine Rolle spielen, die von der der Wahrheit oft nicht zu trennen ist. Aber außerdem muß ein Satz, damit er zur Botanik oder zur Medizin gehöre, Bedingungen entsprechen, die in gewisser Weise strenger und komplexer sind, als es die reine und einfache Wahrheit ist: jedenfalls Bedingungen anderer Art. Er muß sich auf eine bestimmte Gegenstandsebene beziehen: vom Ende des 17. Jahrhunderts an muß z. B. ein Satz, um ein »botanischer« Satz zu sein, die sichtbare Struktur der Pflanze, das System ihrer nahen und fernen Ähnlichkeiten oder die Mechanik ihrer Flüssigkeiten betreffen (und er durfte nicht, wie noch im 16. Jahrhundert, ihre symbolischen Bedeutungen einbeziehen oder gar die Gesamtheit der Kräfte und Eigenschaften, die man ihr in der Antike zusprach). Ein Satz muß aber auch begriffliche oder technische Instrumente verwenden, die einem genau definierten Typ angehören: vom 19. Jahrhundert an war ein Satz nicht mehr medizinisch, »fiel er aus der Medizin heraus« und galt als individuelle Einbildung oder volkstümlicher Aberglaube, wenn er zugleich metaphorische, qualitative und substantielle Begriffe enthielt (z. B. die Begriffe der Verstopfung, der erhitzten Flüssigkeiten oder der ausgetrockneten Festkörper); er konnte aber, ja er mußte Begriffe verwenden, die ebenso metaphorisch sind, aber auf einem anderen Modell aufbauen, einem funktionellen und physiologischen Modell (so die Begriffe der Reizung, der Entzündung oder der Degenerierung der Gewebe). Darüber hinaus muß ein Satz, um einer Disziplin anzugehören, sich einem bestimmten theoretischen Horizont einfügen: es sei nur daran erinnert, daß die Suche nach der ursprünglichen

Sprache, die bis ins 18. Jahrhundert hinein ein durchaus anerkanntes Thema war, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jeden Diskurs nicht bloß zum Irrtum, sondern zu einem Hirngespinnst, zu einer Träumerei, zu einer sprachwissenschaftlichen Monstrosität werden ließ.

Innerhalb ihrer Grenzen kennt jede Disziplin wahre und falsche Sätze, aber jenseits ihrer Grenzen läßt sie eine ganze Teratologie des Wissens wuchern. Das Äußere einer Wissenschaft ist sowohl mehr bevölkert als auch weniger bevölkert, als man glaubt: es gibt dort die unmittelbare Erfahrung, die imaginären Themen der Einbildungskraft, die unvordenkliche Überzeugungen tragen und immer wieder erneuern; aber vielleicht gibt es keine Irrtümer im strengen Sinn, denn der Irrtum kann nur innerhalb einer definierten Praxis auftauchen und entschieden werden; hingegen schleichen Monstren herum, deren Form mit der Geschichte des Wissens wechselt. Ein Satz muß also komplexen und schwierigen Erfordernissen entsprechen, um der Gesamtheit einer Disziplin angehören zu können. Bevor er als wahr oder falsch bezeichnet werden kann, muß er, wie Georges Canguilhem sagen würde, »im Wahren« sein.

Man hat sich oft gefragt, wie die Botaniker oder die Biologen des 19. Jahrhunderts es fertiggebracht haben, nicht zu sehen, daß das, was Mendel sagte, wahr ist. Das liegt daran, daß Mendel von Gegenständen sprach, daß er Methoden verwendete und sich in einen theoretischen Horizont stellte, welche der Biologie seiner Epoche fremd waren. Zweifellos hatte Naudin vor ihm die These aufgestellt, daß die Erbmerkmale diskret sind; aber wie neu und befremdend dieses Prinzip auch war, es konnte – zumindest als Rätsel – dem biologischen Diskurs angehören. Mendel ist es, der das Erbmerkmal als absolut neuen biologischen Gegenstand konstituiert, indem er eine bis dahin unbekannte Filterung vornimmt: er löst das Erbmerkmal von der Art ab, er löst es vom Geschlecht ab, das es weitergibt; und der Bereich, in dem er es beobachtet, ist die unendlich offene Serie der Generationen, in der es nach

statistischen Regelmäßigkeiten auftaucht und verschwindet. Dieser neue Gegenstand erfordert neue begriffliche Instrumente und neue theoretische Begründungen. Mendel sagte die Wahrheit, aber er war nicht »im Wahren« des biologischen Diskurses seiner Epoche: biologische Gegenstände und Begriffe wurden nach ganz anderen Regeln gebildet. Es mußte der Maßstab gewechselt werden, es mußte eine ganz neue Gegenstandsebene in der Biologie entfaltet werden, damit Mendel in das Wahre eintreten und seine Sätze (zu einem großen Teil) sich bestätigen konnten. Mendel war ein wahres Monstrum, weshalb die Wissenschaft von ihm nicht sprechen konnte. Hingegen hatte Schleiden, 30 Jahre früher, indem er, mitten im 19. Jahrhundert, aber gemäß den Regeln des biologischen Diskurses, die pflanzliche Sexualität leugnete, lediglich einen disziplinierten Irrtum formuliert.

Es ist immer möglich, daß man im Raum eines wilden Außen die Wahrheit sagt; aber im Wahren ist man nur, wenn man den Regeln einer diskursiven »Polizei« gehorcht, die man in jedem seiner Diskurse reaktivieren muß.

Die Disziplin ist ein Kontrollprinzip der Produktion des Diskurses. Sie setzt ihr Grenzen durch das Spiel einer *Identität*, welche die Form einer *permanenten Reaktualisierung der Regeln* hat.

Gewöhnlich sieht man in der Fruchtbarkeit eines Autors, in der Vielfältigkeit der Kommentare, in der Entwicklung einer Disziplin unbegrenzte Quellen für die Schöpfung von Diskursen. Vielleicht. Doch ebenso handelt es sich um Prinzipien der Einschränkung, und wahrscheinlich kann man sie in ihrer positiven und fruchtbaren Rolle nur verstehen, wenn man ihre restriktive und zwingende Funktion betrachtet.

Es gibt, glaube ich, eine dritte Gruppe von Prozeduren, welche die Kontrolle der Diskurse ermöglichen. Diesmal handelt es sich nicht darum, ihre Kräfte zu bändigen und die Zufälle ihres Auftauchens zu beherrschen. Es geht darum, die Bedin-

gungen ihres Einsatzes zu bestimmen, den sprechenden Individuen gewisse Regeln aufzuerlegen und so zu verhindern, daß jedermann Zugang zu den Diskursen hat: Verknappung diesmal der sprechenden Subjekte. Niemand kann in die Ordnung des Diskurses eintreten, wenn er nicht gewissen Erfordernissen genügt, wenn er nicht von vornherein dazu qualifiziert ist. Genauer gesagt: nicht alle Regionen des Diskurses sind in gleicher Weise offen und zugänglich; einige sind stark abgeschirmt (und abschirmend), während andere fast allen Winden offenstehen und ohne Einschränkung jedem sprechenden Subjekt verfügbar erscheinen.

Ich möchte zu diesem Thema eine Anekdote erwähnen, die so schön ist, daß man um ihre Wahrheit zittern muß. Sie faßt alle Einschränkungen des Diskurses zusammen: die Begrenzungen seiner Macht, die Bändigungen seines zufälligen Auftretens und die Selektionen unter den sprechenden Subjekten. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts hatte der Shogun davon gehört, daß die Überlegenheit der Europäer – auf den Gebieten der Schifffahrt, des Handels, der Politik, der Kriegskunst – in ihrer Kenntnis der Mathematik begründet sei. Er wünschte, sich eines so kostbaren Wissens zu bemächtigen. Als man ihm von einem englischen Seemann erzählt hatte, der das Geheimnis dieser wunderbaren Diskurse kannte, ließ er ihn in seinen Palast kommen und hielt ihn dort fest. Ganz allein nahm er bei ihm Unterrichtsstunden. Er lernte Mathematik. Er behielt tatsächlich die Macht und wurde sehr alt. Erst im 19. Jahrhundert gab es dann japanische Mathematiker. Aber die Anekdote ist damit nicht zu Ende: sie hat ihre europäische Kehrseite. Dieser englische Seemann, Will Adams, soll nämlich ein Autodidakt gewesen sein: ein Zimmermann, der bei seiner Arbeit auf einer Werft die Geometrie gelernt hatte. Drückt sich nicht in dieser Erzählung einer der großen Mythen der europäischen Kultur aus? Dem monopolisierten und geheimen Wissen der orientalischen Tyrannei setzt Europa die universale Kommunikation der Erkenntnis, den unbegrenzten und freien Austausch der Diskurse entgegen.

Doch hält dieser Gedanke einer Prüfung nicht stand. Der Austausch und die Kommunikation sind positive Figuren innerhalb komplexer Systeme der Einschränkung; und sie können nicht unabhängig von diesen funktionieren. Die oberflächlichste und sichtbarste Form dieser Einschränkungssysteme besteht in dem, was man unter dem Namen des Rituals zusammenfassen kann. Das Ritual definiert die Qualifikation, welche die sprechenden Individuen besitzen müssen (wobei diese Individuen im Dialog, in der Frage, im Vortrag bestimmte Positionen einnehmen und bestimmte Aussagen formulieren müssen); es definiert die Gesten, die Verhaltensweisen, die Umstände und alle Zeichen, welche den Diskurs begleiten müssen; es fixiert schließlich die vorausgesetzte oder erzwungene Wirksamkeit der Worte, ihre Wirkung auf ihre Adressaten und die Grenzen ihrer zwingenden Kräfte. Die religiösen, gerichtlichen, therapeutischen Diskurse, und zum Teil auch die politischen, sind von dem Einsatz eines Rituals kaum zu trennen, welches für die sprechenden Subjekte sowohl die besonderen Eigenschaften wie die allgemein anerkannten Rollen bestimmt.

Ein teilweise abweichendes Funktionieren zeigen die »Diskursgesellschaften«, welche die Aufgabe haben, Diskurse aufzubewahren oder zu produzieren, um sie in einem geschlossenen Raum zirkulieren zu lassen und sie nur nach bestimmten Regeln zu verteilen, so daß die Inhaber bei dieser Verteilung nicht enteignet werden. Ein archaisches Modell bilden jene Gruppen von Rhapsoden, welche die Kenntnis der Dichtungen besaßen, die vorzutragen oder auch zu verändern waren. Diese Kenntnis, die einem rituellen Vortrag diente, wurde in einer bestimmten Gruppe aufgrund außerordentlicher Gedächtnisleistungen geschützt, verteidigt, bewahrt. Wer sich diese Kenntnis aneignete, trat damit sowohl in eine Gruppe wie in ein Geheimnis ein, das durch den Vortrag zwar offenbart, aber nicht entweiht wurde. Zwischen dem Sprechen und dem Hören waren die Rollen nicht austauschbar.

Gewiß ist von derartigen »Diskursgesellschaften« mit ihrem zweideutigen Spiel von Geheimhaltung und Verbreitung kaum etwas geblieben. Aber man täusche sich nicht. Selbst im Bereich des wahren Diskurses, selbst im Bereich des veröffentlichten und von allem Ritual freien Diskurses, gibt es noch Aneignung von Geheimnis und Nicht-Austauschbarkeit. Der Akt des Schreibens, wie er heute im Buch, im Verlagswesen und in der Persönlichkeit des Schriftstellers institutionalisiert ist, findet in einer »Diskursgesellschaft« statt, die vielleicht diffus, gewiß jedoch zwingend und einschränkend ist. Die Besonderheit des Schriftstellers, die von ihm selber gegenüber der Tätigkeit jedes anderen Sprechenden oder Schreibenden Subjekts hervorgehoben wird, der intransitive Charakter, den er seinem Diskurs verleiht, die fundamentale Einzigartigkeit, die er seit langem dem »Schreiben« zuspricht, die behauptete Asymmetrie zwischen dem »Schaffen« und irgendeinem anderen Einsatz des sprachlichen Systems – all dies verweist in der Formulierung (und wohl auch in der Praxis) auf die Existenz einer gewissen »Diskursgesellschaft«. Aber es gibt noch viele andere, die in ganz anderer Weise, nach ganz anderen Spielregeln von Ausschließung und Verbreitung funktionieren: man denke an das technische oder wissenschaftliche Geheimnis; man denke daran, wie der medizinische Diskurs verbreitet wird und zirkuliert, man denke an jene, die sich den ökonomischen oder politischen Diskurs angeeignet haben.

Auf den ersten Blick bilden die (religiösen, politischen, philosophischen) »Doktrinen« das Gegenteil von »Diskursgesellschaften«: bei diesen tendiert die Zahl der Sprechenden Individuen, auch wenn sie nicht fixiert ist, dazu, begrenzt zu sein, und nur unter diesen Individuen kann der Diskurs zirkulieren und weitergegeben werden. Hingegen tendiert die Doktrin dazu, sich auszubreiten. Durch die gemeinsame Verbindlichkeit eines einzigen Diskursensembles definieren Individuen, wie zahlreich man sie sich auch vorstellen mag, ihre Zusammengehörigkeit. Anscheinend ist die einzige erforderliche

Bedingung die Anerkennung derselben Wahrheiten und die Akzeptierung einer – mehr oder weniger strengen – Regel der Übereinstimmung mit den für gültig erklärten Diskursen. Wären sie nur das, so wären die Doktrinen von den wissenschaftlichen Disziplinen nicht so sehr verschieden, und die diskursive Kontrolle beträfe nur die Form und den Inhalt der Aussage, nicht auch das Sprechende Subjekt. Aber die Zugehörigkeit zu einer Doktrin geht sowohl die Aussage wie das Sprechende Subjekt an – und zwar beide in Wechselwirkung. Durch die Aussage und von der Aussage her stellt sie das Sprechende Subjekt in Frage, wie die Ausschließungsprozeduren und die Verwerfungsmechanismen beweisen, die einsetzen, wenn ein Sprechendes Subjekt eine oder mehrere unzulässige Aussagen gemacht hat; Häresie und Orthodoxie sind nicht fanatische Übertreibungen der Doktrinmechanismen: sie gehören wesentlich zu ihnen. Aber umgekehrt stellt die Doktrin die Aussagen von den Sprechenden Subjekten aus in Frage, sofern die Doktrin immer als Zeichen, Manifestation und Instrument einer vorgängigen Zugehörigkeit gilt – einer Klassenzugehörigkeit, eines gesellschaftlichen oder rassistischen Status, einer Nationalität oder einer Interessengemeinschaft, einer Zusammengehörigkeit in Kampf, Aufstand, Widerstand oder Beifall. Die Doktrin bindet die Individuen an bestimmte Aussagetypen und verbietet ihnen folglich alle anderen; aber sie bedient sich auch gewisser Aussagetypen, um die Individuen miteinander zu verbinden und sie dadurch von allen anderen abzugrenzen. Die Doktrin führt eine zweifache Unterwerfung herbei: die Unterwerfung der Sprechenden Subjekte unter die Diskurse und die Unterwerfung der Diskurse unter die Gruppe der Sprechenden Individuen.

In einem viel größeren Maßstab muß man schließlich tiefe Spaltungen in der gesellschaftlichen Aneignung der Diskurse feststellen. Die Erziehung mag de jure ein Instrument sein, das in einer Gesellschaft wie der unsrigen jedem Individuum den Zugang zu jeder Art von Diskurs ermöglicht – man weiß jedoch, daß sie in ihrer Verteilung, in dem, was sie erlaubt,

und in dem, was sie verhindert, den Linien folgt, die von den gesellschaftlichen Unterschieden, Gegensätzen und Kämpfen gezogen sind. Jedes Erziehungssystem ist eine politische Methode, die Aneignung der Diskurse mitsamt ihrem Wissen und ihrer Macht aufrechtzuerhalten oder zu verändern.

Ich bin mir darüber im klaren, daß es sehr abstrakt ist, wie ich es eben getan habe, die Rituale des Sprechens, die Diskursgesellschaften, die Doktringruppen und die gesellschaftlichen Aneignungen zu trennen. Zumeist verbinden sie sich miteinander und bilden große Gebäude, welche die Verteilung der sprechenden Subjekte auf die verschiedenen Diskurstypen und die Aneignung der Diskurse durch bestimmte Kategorien von Subjekten sicherstellen. Es handelt sich hier, mit einem Wort, um die großen Prozeduren der Unterwerfung des Diskurses. Was ist denn eigentlich ein Unterrichtssystem – wenn nicht eine Ritualisierung des Wortes, eine Qualifizierung und Fixierung der Rollen für die sprechenden Subjekte, die Bildung einer zumindest diffusen doktrinären Gruppe, eine Verteilung und Aneignung des Diskurses mit seiner Macht und seinem Wissen? Was ist denn das »Schreiben« (das Schreiben der »Schriftsteller«) anderes als ein ähnliches Unterwerfungssystem, das vielleicht etwas andere Formen annimmt, dessen große Skandierungen aber analog verlaufen? Sind nicht auch das Gerichtssystem und das institutionelle System der Medizin, zumindest unter gewissen Aspekten, ähnliche Systeme zur Unterwerfung des Diskurses?

Ich frage mich, ob sich nicht gewisse Themen der Philosophie als Antworten auf diese Einschränkungs- und Ausschließungsspiele gebildet haben und sie vielleicht auch verstärken.

Sie antworten ihnen, indem sie eine ideale Wahrheit als Gesetz der Diskurse und eine immanente Rationalität als Prinzip ihrer Abfolge vorschlagen und indem sie eine Ethik der Erkenntnis begründen, welche die Wahrheit nur dem Begehren

nach der Wahrheit selbst und allein der Fähigkeit, sie zu denken, verspricht.

Aber sie verstärken sie dann auch, indem sie die spezifische Realität des Diskurses überhaupt leugnen.

Seitdem die Spiele und die Geschäfte der Sophisten verbannt worden sind, seitdem man ihren Paradoxen mit mehr oder weniger Gewißheit einen Maulkorb angelegt hat, scheint das abendländische Denken darüber zu wachen, daß der Diskurs so wenig Raum wie nur möglich zwischen dem Denken und der Sprache einnehme; es scheint darüber zu wachen, daß der Diskurs lediglich als Kontaktglied zwischen dem Denken und dem Sprechen erscheine; daß er nichts anderes sei als ein Denken, das mit seinen Zeichen bekleidet und von den Wörtern sichtbar gemacht wird, oder als die Strukturen der Sprache, die einen Sinneffekt herbeiführen können.

Diese sehr alte Eliminierung der Realität des Diskurses im philosophischen Denken hat im Laufe der Geschichte viele Formen angenommen. Noch in jüngster Zeit findet man sie – verborgen unter einigen wohlbekannten Gedanken.

Es könnte sein, daß der Gedanke des begründenden Subjekts es erlaubt, die Realität des Diskurses zu übergehen. Das begründende Subjekt hat ja die Aufgabe, die leeren Formen der Sprache mit seinen Absichten unmittelbar zu beleben; indem es die träge Masse der leeren Dinge durchdringt, ergreift es in der Anschauung den Sinn, der darin verwahrt ist; es begründet auch über die Zeit hinweg Bedeutungshorizonte, welche die Geschichte dann nur mehr entfalten muß und in denen die Sätze, die Wissenschaften, die Deduktionen ihr Fundament finden. In seinem Bezug zum Sinn verfügt das begründende Subjekt über Zeichen, Male, Spuren, Buchstaben. Aber es muß zu seiner Offenbarung nicht den Weg über die besondere Instanz des Diskurses nehmen.

Diesem Thema steht der Gedanke der ursprünglichen Erfahrung gegenüber, der eine analoge Rolle spielt. Er setzt voraus, daß in der rohen Erfahrung, noch vor ihrer Fassung in einem *cogito*, vorgängige, gewissermaßen schon gesagte Bedeutun-



gen die Welt durchdrungen haben, sie um uns herum angeordnet und von vornherein einem ursprünglichen Wiedererkennen geöffnet haben. Eine erste Komplizenschaft mit der Welt begründet uns so die Möglichkeit, von ihr und in ihr zu sprechen, sie zu bezeichnen und zu benennen, sie zu beurteilen und schließlich in der Form der Wahrheit zu erkennen. Was kann der Diskurs dann legitimerweise anderes sein als ein behutsames Lesen? Die Dinge murmeln bereits einen Sinn, den unsere Sprache nur noch zu heben braucht; und diese Sprache sprach uns ja immer schon von einem Sein, dessen Gerüst sie gleichsam ist.

Das Thema der universellen Vermittlung ist, so glaube ich, eine weitere Methode, die Realität des Diskurses zu eliminieren. Dies widerspricht dem Anschein. Denn auf den ersten Blick könnte man meinen, daß man, wenn man überall die Bewegung eines Logos wiederfindet, der die Einzelheiten zum Begriff erhebt und dem unmittelbaren Bewußtsein erlaubt, schließlich die gesamte Realität der Welt zu entfalten, daß man dann eigentlich den Diskurs selbst ins Zentrum der Spekulation stellt. Aber dieser Logos ist genau besehen bloß ein bereits gehaltener Diskurs, oder vielmehr, es sind die Dinge selbst und die Ereignisse, die sich unmerklich zu Diskursen machen, indem sie das Geheimnis ihres eigenen Wesens entfalten. Der Diskurs ist kaum mehr als die Spiegelung einer Wahrheit, die vor ihren eigenen Augen entsteht. Alles kann schließlich die Form des Diskurses annehmen, es läßt sich alles sagen und der Diskurs läßt sich zu allem sagen, weil alle Dinge ihren Sinn manifestiert und ausgetauscht haben und wieder in die stille Innerlichkeit des Selbstbewußtseins zurückkehren können.

Ob es sich nun um eine Philosophie des begründenden Subjekts handelt oder um eine Philosophie der ursprünglichen Erfahrung oder um eine Philosophie der universellen Vermittlung – der Diskurs ist immer nur ein Spiel: ein Spiel des Schreibens im ersten Fall, des Lesens im zweiten oder des Tauschs im dritten. Und dieses Tauschen, dieses Lesen, dieses

Schreiben spielen immer nur mit den Zeichen. Der Diskurs verliert so seine Realität, indem er sich der Ordnung des Signifikanten unterwirft.

Welche Zivilisation hat denn, allem Anschein nach, mehr als die unsrige Respekt vor dem Diskurs gehabt? Wo hat man ihn besser geehrt und hochgehalten? Wo hat man ihn denn radikaler von seinen Einschränkungen befreit und ihn verallgemeinert? Nun, mir scheint, daß sich unter dieser offensichtlichen Verehrung des Diskurses, unter dieser offenkundigen Logophilie, eine Angst verbirgt. Es hat den Anschein, daß die Verbote, Schranken, Schwellen und Grenzen die Aufgabe haben, das große Wuchern des Diskurses zumindest teilweise zu bändigen, seinen Reichtum seiner größten Gefahren zu entkleiden und seine Unordnung so zu organisieren, daß das Unkontrollierbarste vermieden wird; es sieht so aus, als hätte man auch noch die Spuren seines Einbruchs in das Denken und in die Sprache verwischen wollen. Es herrscht zweifellos in unserer Gesellschaft – und wahrscheinlich auch in allen anderen, wenn auch dort anders profiliert und skandiert – eine tiefe Logophobie, eine stumme Angst vor jenen Ereignissen, vor jener Masse von gesagten Dingen, vor dem Auftauchen all jener Aussagen, vor allem, was es da Gewalttätiges, Plötzliches, Kämpferisches, Ordnungsloses und Gefährliches gibt, vor jenem großen unaufhörlichen und ordnungslosen Rauschen des Diskurses.

Will man diese Angst in ihren Bedingungen, in ihren Spielregeln und ihren Wirkungen analysieren (ich spreche nicht davon, diese Angst zu beseitigen), so muß man sich, glaube ich, zu drei Entscheidungen durchringen, denen unser Denken heute noch einigen Widerstand entgegensetzt und die den drei angedeuteten Gruppen von Funktionen entsprechen: man muß unseren Willen zur Wahrheit in Frage stellen; man muß dem Diskurs seinen Ereignischarakter zurückgeben; endlich muß man die Souveränität des Signifikanten aufheben.

Dies sind die Aufgaben oder vielmehr einige der Themen, welche meine Arbeit in den kommenden Jahren bestimmen sollen. Es lassen sich gleich einige von diesen Themen erforderte methodische Grundsätze nennen.

Zunächst ein Prinzip der *Umkehrung*. Wo uns die Tradition die Quelle der Diskurse, das Prinzip ihres Überflusses und ihrer Kontinuität sehen läßt, nämlich in den anscheinend so positiven Figuren des Autors, der Disziplin, des Willens zur Wahrheit, muß man eher das negative Spiel einer Beschneidung und Verknappung des Diskurses sehen.

Sind diese Verknappungsprinzipien einmal ausfindig gemacht, und betrachtet man sie nicht mehr als begründende und schöpferische Instanz – was entdeckt man unter ihnen? Findet man die Fülle einer Welt von ununterbrochenen Diskursen? Hier müssen andere methodische Prinzipien zur Geltung kommen.

Ein Prinzip der *Diskontinuität*. Daß es Verknappungssysteme gibt, bedeutet nicht, daß unterhalb oder jenseits ihrer ein großer, unbegrenzter, kontinuierlicher und schweigsamer Diskurs herrscht, der von diesen Verknappungssystemen unterdrückt oder verdrängt wird und den wir wieder emporheben müssen, indem wir ihm endlich das Wort erteilen. Es geht nicht darum, ein Nicht-Gesagtes oder ein Nicht-Gedachtes endlich zu artikulieren oder zu denken, indem man die Welt durchläuft und an alle ihre Formen und alle ihre Ereignisse anknüpft. Die Diskurse müssen als diskontinuierliche Praktiken behandelt werden, die sich überschneiden und manchmal berühren, die einander aber auch ignorieren oder ausschließen.

Ein Prinzip der *Spezifizität*. Der Diskurs ist nicht in ein Spiel von vorgängigen Bedeutungen aufzulösen. Wir müssen uns nicht einbilden, daß uns die Welt ein lesbares Gesicht zuwendet, welches wir nur zu entziffern haben. Die Welt ist kein Komplize unserer Erkenntnis. Es gibt keine prädiskursive Vorsehung, welche uns die Welt geneigt macht. Man muß den Diskurs als eine Gewalt begreifen, die wir den Dingen antun;

jedenfalls als eine Praxis, die wir ihnen aufzwingen. In dieser Praxis finden die Ereignisse des Diskurses das Prinzip ihrer Regelhaftigkeit.

Die vierte Regel ist die der *Äußerlichkeit*. Man muß nicht vom Diskurs in seinen inneren und verborgenen Kern eindringen, in die Mitte eines Denkens oder einer Bedeutung, die sich in ihm manifestieren. Sondern vom Diskurs aus, von seiner Erscheinung und seiner Regelhaftigkeit aus, muß man auf seine äußeren Möglichkeitsbedingungen zugehen; auf das, was der Zufallsreihe dieser Ereignisse Raum gibt und ihre Grenzen fixiert.

Vier Begriffe müssen demnach der Analyse als regulative Prinzipien dienen: die Begriffe des Ereignisses, der Serie, der Regelhaftigkeit, der Möglichkeitsbedingung. Jeder dieser Begriffe setzt sich jeweils einem anderen genau entgegen: das Ereignis der Schöpfung, die Serie der Einheit, die Regelhaftigkeit der Ursprünglichkeit, die Möglichkeitsbedingung der Bedeutung. Diese vier anderen Begriffe (Bedeutung, Ursprünglichkeit, Einheit, Schöpfung) haben die traditionelle Geschichte der Ideen weitgehend beherrscht, in der man übereinstimmend den Augenblick der Schöpfung, die Einheit eines Werks, einer Epoche oder eines Gedankens, das Siegel einer individuellen Originalität und den unendlichen Schatz verborgener Bedeutungen suchte.

Ich möchte nur noch zwei Bemerkungen anfügen. Die eine betrifft die Geschichtsschreibung. Man behauptet häufig von der heutigen Historie, daß sie die einstigen Privilegien des einzelnen Ereignisses aufgehoben und die Strukturen der langen Dauer zur Erscheinung gebracht habe. Gewiß. Doch bin ich nicht sicher, daß die Arbeit der Historiker genau in diese Richtung geht. Oder vielmehr, ich glaube nicht, daß zwischen dem Ausfindigmachen des Ereignisses und der Analyse der langen Dauer ein Gegensatz besteht. Gerade indem man sich auch den geringsten Ereignissen zugewendet hat, indem man die Erhellungskraft der historischen Analyse bis in die Marktberichte hinein, in die notariellen Urkunden, in die

Pfarregister, in die Hafenarchive vorangetrieben hat, die Jahr für Jahr, Woche für Woche verfolgt werden, hat man jenseits der Schlachten, der Dekrete, der Dynastien oder der Versammlungen massive Phänomene von jahrhundertelanger Tragweite in den Blick bekommen. Die Historie, wie sie heute betrieben wird, kehrt sich nicht von den Ereignissen ab; sie erweitert vielmehr ständig deren Feld; sie deckt immerzu neue Schichten auf, oberflächlichere und tiefere; sie bildet ständig neue Gruppierungen, in denen sie manchmal zahlreich, dicht und austauschbar, manchmal knapp und entscheidend sind: von den fast täglichen Preisschwankungen bis zu den epochalen Inflationen. Das Wichtige aber ist, daß die Geschichtsschreibung kein Ereignis betrachtet, ohne die Serie zu definieren, der es angehört, ohne die Analyse zu spezifizieren, durch welche die Serie konstituiert ist, ohne die Regelmäßigkeit der Phänomene und die Wahrscheinlichkeitswerte ihres Auftretens zu erkennen zu suchen, ohne sich über die Variationen, die Wendungen und den Verlauf der Kurve zu fragen, ohne die Bedingungen bestimmen zu wollen, von denen sie abhängen. Gewiß sucht die Historie seit langem nicht mehr, die Ereignisse in der formlosen Einheit eines großen – einigermassen homogenen und starr hierarchisierten – Werdens, in der Relation von Ursache und Wirkung, zu verstehen; aber es geht auch nicht darum, Strukturen zu finden, die dem Ereignis vorausliegen, ihm fremd und feindlich sind. Es gilt, die verschiedenen, verschränkten, oft divergierenden, aber nicht autonomen Serien zu erstellen, die den »Ort« des Ereignisses, den Spielraum seiner Zufälligkeit, die Bedingungen seines Auftretens umschreiben lassen.

Die grundlegenden Begriffe, die sich jetzt aufdrängen, sind nicht mehr diejenigen des Bewußtseins und der Kontinuität (mit den dazugehörigen Problemen der Freiheit und der Kausalität), es sind auch nicht die des Zeichens und der Struktur. Es sind die Begriffe des Ereignisses und der Serie, mitsamt dem Netz der daran anknüpfenden Begriffe: Regelmäßigkeit, Zufall, Diskontinuität, Abhängigkeit, Transformation. Un-

ter solchen Umständen schließt sich die Analyse des Diskurses, an die ich denke, nicht an die traditionelle Thematik an, die gestrige Philosophen noch immer für »lebendige« Historie halten, sondern an die wirkliche Arbeit der Historiker.

Gerade deswegen wirft diese Analyse aber auch philosophische oder theoretische Probleme auf, die wahrscheinlich sehr schwierig sind. Wenn die Diskurse zunächst als Ensembles diskursiver Ereignisse behandelt werden müssen – welcher Status ist dem Begriff des Ereignisses zuzusprechen, der vor den Philosophen so selten in Betracht gezogen worden ist? Gewiß ist das Ereignis weder Substanz noch Akzidenz, weder Qualität noch Prozeß; das Ereignis gehört nicht zur Ordnung der Körper. Und dennoch ist es keineswegs immateriell, da es immer auf der Ebene der Materialität wirksam ist, Effekt ist; es hat seinen Ort und besteht in der Beziehung, der Koexistenz, der Streuung, der Überschneidung, der Anhäufung, der Selektion materieller Elemente; es ist weder der Akt noch die Eigenschaft eines Körpers; es produziert sich als Effekt einer materiellen Streuung und in ihr. Sagen wir, daß sich die Philosophie des Ereignisses in der auf den ersten Blick paradoxen Richtung eines Materialismus des Unkörperlichen bewegen müßte.

Wenn die diskursiven Ereignisse in homogenen, aber zueinander diskontinuierlichen Serien behandelt werden müssen – welcher Status ist dann diesem Diskontinuierlichen zuzusprechen? Es handelt sich dabei ja nicht um die Aufeinanderfolge der Augenblicke der Zeit und nicht um die Vielzahl der verschiedenen denkenden Subjekte. Es handelt sich um die Zäsuren, die den Augenblick zersplittern und das Subjekt in eine Vielzahl möglicher Positionen und Funktionen zerreißen. Eine solche Diskontinuität trifft und zersetzt auch noch die kleinsten Einheiten, die immer anerkannt worden sind und nur schwer zu bestreiten sind: den Augenblick und das Subjekt. Unter ihnen, unabhängig von ihnen, sind zwischen jenen diskontinuierlichen Serien Beziehungen zu erfassen, die nicht Abfolge (oder Gleichzeitigkeit) in einem (oder in

mehreren) Bewußtsein meinen; außerhalb der Philosophien des Subjekts und der Zeit ist eine Theorie der diskontinuierlichen Systematizitäten auszuarbeiten. Und wenn diese diskursiven und diskontinuierlichen Serien innerhalb gewisser Grenzen jeweils ihre eigene Regelmäßigkeit haben, so lassen sich zwischen ihren Elementen zweifellos keine Beziehungen einer mechanischen Kausalität oder einer idealen Notwendigkeit herstellen. Der Zufall muß als Kategorie in die Produktion des Ereignisses eingehen. Auch hier wird deutlich, daß es keine Theorie gibt, welche die Beziehungen zwischen dem Zufall und dem Denken zu denken ermöglicht.

Die geringfügige Verschiebung, die hier für die Geschichte der Ideen vorgeschlagen wird und die darin besteht, daß man nicht Vorstellungen hinter den Diskursen behandelt, sondern Diskurse als geregelte und diskrete Serien von Ereignissen – diese winzige Verschiebung ist vielleicht so etwas wie eine kleine (und widerwärtige) Maschinerie, welche es erlaubt, den *Zufall*, das *Diskontinuierliche* und die *Materialität* in die Wurzel des Denkens einzulassen. Drei Gefahren, die eine bestimmte Form der Historie zu bannen versucht, indem sie das kontinuierliche Ablaufen einer idealen Notwendigkeit erzählt. Drei Begriffe, mit denen sich an die Praxis der Historiker eine Geschichte der Denksysteme anknüpfen lassen müßte. Drei Richtungen, denen die theoretische Ausarbeitung folgen müssen.

Entsprechend diesen Prinzipien und innerhalb dieses Horizonts werden sich meine Analysen in zwei Richtungen bewegen. Einerseits die »Kritik«, welche das Prinzip der Umkehrung zur Geltung bringt: es soll versucht werden, die Formen der Ausschließung, der Einschränkung, der Aneignung, von denen ich eben gesprochen habe, zu erfassen; es soll gezeigt werden, wie sie sich gebildet haben, um bestimmten Bedürfnissen zu entsprechen, wie sie sich verändert und verschoben haben, welchen Zwang sie tatsächlich ausgeübt haben, inwie-

weit sie abgewendet worden sind. Auf der anderen Seite die »Genealogie«, in der die drei anderen Prinzipien zur Geltung kommen: es soll untersucht werden, wie sich durch diese Zwangssysteme hindurch (gegen sie oder mit ihrer Unterstützung) Diskursserien gebildet haben; welche spezifischen Normen und welche Erscheinungs-, Wachstums- und Veränderungsbedingungen eine Rolle gespielt haben.

Zunächst zur kritischen Richtung. Eine erste Gruppe von Analysen könnte sich mit dem befassen, was ich die Ausschließungsfunktionen genannt habe. Eine davon habe ich für einen bestimmten Zeitraum bereits untersucht: es handelte sich um die Grenzziehung zwischen Wahnsinn und Vernunft in der Epoche der Klassik. Dann könnte man das System eines Sprechverbots zu analysieren versuchen: das Sprechverbot, welches vom 16. bis zum 19. Jahrhundert die Sexualität betraf; dabei gälte es nicht zu sehen, wie es sich glücklicherweise fortschreitend verflüchtigt hat, sondern wie es sich verschoben und neugegliedert hat – von einer Beichtpraxis, in der die verbotenen Verhaltensweisen ausdrücklich benannt, klassifiziert und hierarchisiert wurden, bis zum zunächst ängstlichen und zögernden Eintritt der sexuellen Thematik in die Medizin und in die Psychiatrie des 19. Jahrhunderts; es sind das nur mehr oder weniger symbolische Anhaltspunkte, aber es läßt sich schon vermuten, daß die Skandierungen nicht so verlaufen, wie man glaubt, und daß die Verbote nicht immer dort stattgefunden haben, wo man es sich vorstellt.

In der nächsten Zeit möchte ich mich dem dritten Ausschließungssystem widmen. Und zwar möchte ich es unter zwei Blickwinkeln anvisieren. Einesteils werde ich analysieren, wie jene Entscheidung zur Wahrheit, in der wir gefangen sind und die wir ständig erneuern, zustande gekommen ist, wie sie wiederholt, erneuert und verschoben worden ist. Zunächst werde ich auf die Epoche der Sophistik und ihrer Debatte mit Sokrates beziehungsweise mit der Platonischen Philosophie eingehen, um zu sehen, wie sich der wirksame Diskurs, der rituelle Diskurs, der mit Mächten und Gefahren ausgestattete

Diskurs, allmählich der Grenzziehung zwischen wahren und falschem Diskurs untergeordnet hat. Ich werde mich dann dem Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert zuwenden, jener Epoche, in der, vor allem in England, eine Wissenschaft des Blicks, der Beobachtung, der Feststellung entsteht, eine bestimmte Naturphilosophie, die von neuen politischen Strukturen ebensowenig zu trennen ist wie von der religiösen Ideologie: eine neue Form des Willens zum Wissen. Der dritte Markierungspunkt wird schließlich der Anfang des 19. Jahrhunderts sein, mit den großen Gründungsakten der modernen Wissenschaft, der Entstehung einer Industriegesellschaft und der sie begleitenden positivistischen Ideologie. Drei Einschnitte in der Morphologie unseres Willens zum Wissen – drei Etappen unseres Philistertums.

Ich möchte dieselbe Frage auch unter einem anderen Blickwinkel aufwerfen und die Wirkung eines Diskurses mit wissenschaftlichem Anspruch – des medizinischen, psychiatrischen, auch des soziologischen Diskurses – auf jene Gruppe von gebieterischen Praktiken und Diskursen untersuchen, die das System der Strafjustiz ausmachen. Die Analyse der psychiatrischen Gutachten und ihrer Rolle im Strafsystem wird den Ausgangspunkt und das Material dieser Untersuchung bilden.

Ebenfalls in dieser kritischen Perspektive, aber auf einer anderen Ebene, wären die Prozeduren zur Einschränkung der Diskurse zu analysieren, von denen ich gerade das Prinzip des Autors, das des Kommentars und das der wissenschaftlichen Disziplin genannt habe. In dieser Perspektive lassen sich einige Untersuchungen anvisieren. Ich denke beispielsweise an eine Analyse zur Geschichte der Medizin vom 16. bis zum 19. Jahrhundert; dabei ginge es weniger um die Erfassung der geleisteten Entdeckungen oder der verwendeten Begriffe; vielmehr sollte begriffen werden, welche Rolle in der Konstruktion des medizinischen Diskurses, aber auch in der gesamten ihn tragenden, weitergebenden und verstärkenden Institution, die Prinzipien des Autors, des Kommentars und

der Disziplin gespielt haben; das Prinzip des großen Autors: nicht nur Hippokrates und Galen, sondern auch Paracelsus, Sydenham und Boerhaave; die Praxis des Aphorismus und des Kommentars, die bis ins 19. Jahrhundert hineinreicht, aber allmählich durch die Praxis des Falles, der Fallsammlung, der klinischen Unterweisung am konkreten Fall verdrängt worden ist; die Art und Weise, in der sich die Medizin als Disziplin zu konstituieren gesucht hat, indem sie sich zuerst aufs Modell der Naturgeschichte gestützt hat, und dann auf das der Anatomie und der Biologie.

Man könnte auch untersuchen, wie die Literaturkritik und die Literaturgeschichte im 18. und 19. Jahrhundert die Persönlichkeit des Autors und die Gestalt des Werks konstituiert haben, indem sie die Verfahren der religiösen Exegese, der Bibelkritik, der Hagiographie, der historischen oder legendären Lebensbeschreibungen, der Autobiographien und der Nachrufe verändert und verschoben haben. Eines Tages wird man auch die Rolle untersuchen müssen, die Freud im psychoanalytischen Wissen spielt und die sicherlich von der Newtons in der Physik (und überhaupt von der Rolle der Gründer wissenschaftlicher Disziplinen) sehr verschieden ist, aber auch von der Rolle, die ein Autor im Bereich des philosophischen Diskurses spielt, indem er etwa wie Kant am Ursprung einer neuen Art und Weise des Philosophierens steht.

Das sind also einige Projekte für den kritischen Aspekt der Aufgabe, für die Analyse der Instanzen der diskursiven Kontrolle. Der genealogische Aspekt betrifft die tatsächliche Entstehung der Diskurse: innerhalb oder außerhalb der Kontrollgrenzen, zumeist auf beiden Seiten der Schranken. Die Kritik analysiert die Prozesse der Verknappung, aber auch der Umgruppierung und Vereinheitlichung der Diskurse; die Genealogie untersucht ihre Entstehung, die zugleich zerstreut, diskontinuierlich und geregelt ist. Diese beiden Aufgaben sind nie ganz zu trennen; es gibt nicht auf der einen Seite die Verwerfung, die Ausschließung, die Umgruppierung

rung, die Zuteilung und auf der anderen Seite, auf einer tieferen Ebene, das spontane Auftauchen der Diskurse, die sich dann vor oder nach ihrer Manifestation der Selektion und der Kontrolle unterworfen sehen. Die geregelte Entstehung des Diskurses kann unter gewissen Bedingungen und bis zu einem gewissen Grade die Kontrollprozeduren integrieren (das geschieht z. B., wenn eine Disziplin Form und Status eines wissenschaftlichen Diskurses annimmt); umgekehrt können die Kontrollfiguren in eine diskursive Formation eingehen (so konstituiert z. B. die Literaturkritik den Autor). Darum muß jede Kritik, welche die Kontrollinstanzen in Frage stellt, gleichzeitig die diskursiven Regelmäßigkeiten analysieren, durch die hindurch sich jene ausbilden; und jede genealogische Beschreibung muß die Grenzen im Auge behalten, die in den tatsächlichen Formationen eine Rolle spielen. Zwischen dem kritischen und dem genealogischen Unternehmen liegt der Unterschied nicht so sehr im Gegenstand und im Untersuchungsbereich, sondern im Ansatzpunkt, in der Perspektive, in der Abgrenzung.

Ich sprach eben von einer möglichen Untersuchung der Verbote, welche den Diskurs über die Sexualität treffen. Es wäre in jedem Fall schwierig und abstrakt, diese Untersuchung durchzuführen, ohne gleichzeitig die literarischen, die religiösen oder ethischen, die biologischen und medizinischen und gleichfalls die juristischen Diskursgruppen zu analysieren, in denen von der Sexualität die Rede ist und in denen diese genannt, beschrieben, metaphorisiert, erklärt, beurteilt ist. Wir haben ja keinen einheitlichen und geordneten Diskurs über die Sexualität konstituiert; vielleicht wird man niemals dahin gelangen, vielleicht gehen wir gar nicht in diese Richtung. Dies tut wenig zur Sache. Die Verbote haben im literarischen Diskurs und im medizinischen Diskurs, im Diskurs der Psychiatrie und im Diskurs der Gewissensführung nicht dieselbe Form und spielen nicht dieselbe Rolle. Und umgekehrt verstärken oder umgehen oder verschieben diese verschiedenen diskursiven Regelmäßigkeiten die Verbote

nicht in derselben Weise. Die Untersuchung muß daher verschiedenen Serien nachgehen, in denen Verbote zumindest teilweise jeweils unterschiedlich wirken.

Man könnte auch die Diskursserien betrachten, die im 17. und 18. Jahrhundert von Reichtum und Armut, von der Währung, von der Produktion, vom Handel sprechen. Man hat es da mit sehr heterogenen Aussageeinheiten zu tun, die von den Reichen und von den Armen, von den Gelehrten und von den Unwissenden, von den Protestanten oder von den Katholiken, von den königlichen Offizieren, den Geschäftsleuten oder den Moralisten formuliert worden sind. Eine jede hat ihre spezifische Regelmäßigkeit und auch ihre Einschränkungssysteme. Und keine von ihnen ist die exakte Vorläuferin jener anderen diskursiven Regelmäßigkeit, welche die Form einer Disziplin annehmen sollte und sich »Analyse der Reichtümer«, später »Nationalökonomie« nennen wird. Und dennoch hat sich von ihnen aus die neue Regelmäßigkeit herangebildet, indem sie gewisse ihrer Aussagen wiederaufnahm und rechtfertigte oder ausschloß und eliminierte.

Es läßt sich auch an eine Untersuchung denken, welche die Diskurse über die Vererbung beträfe, wie man sie bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts auf verschiedene Disziplinen, Beobachtungen, Techniken und Vorschriften aufgeteilt und zerstreut finden kann. Man müßte dann zeigen, wie sich diese Serien schließlich zur epistemologisch kohärenten und institutionell anerkannten Gestalt der Genetik zusammengefügt haben. Diese Arbeit ist kürzlich von François Jacob geleistet worden, und zwar so brillant und wissenschaftlich, daß sie nicht zu übertreffen wäre.

So müssen sich also die kritischen Beschreibungen und die genealogischen Beschreibungen abwechseln, stützen und ergänzen. Der kritische Teil der Analyse zielt auf die Systeme, die den Diskurs umschließen; er versucht, die Aufteilungs-, Ausschließungs- und Knappheitsprinzipien des Diskurses aufzufinden und zu erfassen. Wir könnten sagen, die Kritik befließt sich einer eifrigen Ungeniertheit. Der genealogi-

sche Teil der Analyse zielt hingegen auf die Serien der tatsächlichen Formierung des Diskurses; er versucht, ihn in seiner Affirmationskraft zu erfassen, worunter ich nicht die Kraft verstehe, die sich der Verneinung entgegensetzt, sondern die Kraft, Gegenstandsbereiche zu konstituieren, hinsichtlich deren wahre oder falsche Sätze behauptet oder verneint werden können. Wenn wir diese Gegenstandsbereiche als Positivitäten bezeichnen, können wir sagen: ist der Stil der Kritik die gelehrte Ungeniertheit, so ist das Temperament der Genealogie ein glücklicher Positivismus.

Eines muß auf jeden Fall unterstrichen werden: die Analyse des so verstandenen Diskurses enthüllt nicht die Universalität eines Sinnes, sondern sie bringt das Spiel der – mit der fundamentalen Kraft der Affirmation – aufgezwungenen Knappheit an den Tag. Knappheit und Affirmation, Knappheit der Affirmation – und nicht kontinuierliche Großzügigkeit des Sinns, nicht Monarchie des Signifikanten.

Und nun mögen jene, deren Sprache arm ist und die sich an dem Klang von Wörtern berauschen, sagen, daß das Strukturalismus ist.

An die Untersuchungen, deren Umriss ich Ihnen vortragen wollte, hätte ich mich gewiß nicht herangewagt, wenn ich nicht Unterstützungen und Beispiele gehabt hätte. Ich glaube, daß ich Georges Dumézil viel verdanke, da er mich zur Arbeit angeregt hat, als ich noch so jung war, zu glauben, daß Schreiben ein Vergnügen ist. Aber auch seinem Werk verdanke ich viel; er möge mir verzeihen, wenn ich die Texte, die die seinen sind und die uns heute beherrschen, von ihrem Sinn entfernt und ihrer Strenge beraubt habe; er hat mich gelehrt, die innere Ökonomie eines Diskurses ganz anders zu analysieren als mit den Methoden der traditionellen Exegese oder des linguistischen Formalismus; er hat mich gelehrt, durch Vergleiche das System der funktionellen Korrelationen zwischen Diskursen zu etablieren; er hat mich gelehrt, die Trans-

formationen eines Diskurses und die Beziehungen zur Institution zu beschreiben. Wenn ich versucht habe, diese Methode auf andere Diskurse als auf Legenden oder Mythen anzuwenden, so fand ich die Anregung dazu zweifellos in den Arbeiten der Wissenschaftshistoriker, vor allem bei Georges Canguilhem. Ihm verdanke ich es, daß ich verstanden habe, daß die Wissenschaftsgeschichte nicht unbedingt vor der Alternative steht: entweder die Chronik der Entdeckungen zu sein oder die Beschreibung der Ideen und Meinungen außerhalb der Wissenschaft – in ihrer unbestimmten Genese oder in ihren äußerlich bedingten Rückfällen; sondern daß man die Geschichte der Wissenschaft als die Geschichte eines zugleich kohärenten und transformierbaren Ganzen aus theoretischen Modellen und begrifflichen Instrumenten schreiben kann und muß.

Besonders viel aber, glaube ich, verdanke ich Jean Hippolyte. Ich weiß wohl, daß sein Werk für viele im Zeichen Hegels steht, und daß unsere gesamte Epoche, sei es in der Logik oder in der Epistemologie, sei es mit Marx oder mit Nietzsche, Hegel zu entkommen trachtet. Und was ich eben über den Diskurs zu sagen versuchte, ist dem hegelianischen Logos sicherlich untreu.

Aber um Hegel wirklich zu entrinnen, muß man ermessen, was es kostet, sich von ihm loszusagen; muß man wissen, wie weit uns Hegel insgeheim vielleicht nachgeschlichen ist; und was in unserem Denken gegen Hegel vielleicht noch von Hegel stammt; man muß ermessen, inwieweit auch noch unser Anrennen gegen ihn seine List ist, hinter der er uns auflauert: unbeweglich und anderswo.

Nicht nur ich schulde Jean Hippolyte Dank: denn er hat für uns und vor uns den Weg durchlaufen, auf dem man sich von Hegel entfernt und Distanz nimmt, auf dem man aber auch wieder zu ihm zurückgeführt wird, allerdings anders und so, daß man ihn von neuem verlassen muß.

Zunächst hatte sich Jean Hippolyte bemüht, dem großen und etwas gespenstischen Schatten Hegels, der seit dem 19. Jahr-

hundert herumgeisterte und mit dem man sich im Dunkeln herumschlug, eine Gegenwart zu geben. Er tat dies durch eine Übersetzung der *Phänomenologie des Geistes*. Daß Hegel in diesem französischen Text gegenwärtig ist, beweisen jene Deutschen, die ihn gelegentlich konsultiert haben, um seine »deutsche Version« besser zu verstehen.

Jean Hippolyte hat alle Wege und Auswege dieses Textes gesucht und durchlaufen, als wäre seine unruhige Frage gewesen: Kann man noch philosophieren, wo Hegel nicht mehr möglich ist? Kann es noch eine Philosophie geben, die nicht mehr hegelianisch ist? Ist das, was in unserem Denken nicht hegelianisch ist, notwendigerweise auch nicht philosophisch? Und ist das, was antiphilosophisch ist, unbedingt nicht-hegelianisch? Aus der Gegenwart Hegels, die er uns geschenkt hatte, wollte er nicht nur eine sorgfältige historische Beschreibung machen, sondern ein Erfahrungsschema der Modernität (lassen sich die Wissenschaften, die Geschichte, die Politik und das Leid des Alltags hegelianisch denken?) und umgekehrt wollte er aus unserer Modernität den Prüfstein des Hegelianismus und damit der Philosophie machen. Für ihn war das Verhältnis zu Hegel der Ort einer Erfahrung, einer Konfrontation, in der niemals feststand, daß die Philosophie siegreich hervorgehen würde. Er bediente sich des Hegelschen Systems nicht als eines beruhigenden Universums; er sah in ihm das äußerste Wagnis der Philosophie.

Daher die Verschiebungen, die er nicht innerhalb der Philosophie Hegels, sondern an ihr und an der Philosophie, wie Hegel sie verstand, vornahm; daher auch die Umkehrung von Gedanken. Jean Hippolyte begriff die Philosophie nicht als die Totalität, die sich endlich in der Bewegung des Begriffs zu denken und zu verfassen vermag, sondern er machte aus ihr innerhalb eines unbegrenzten Horizonts eine Aufgabe ohne Ende: immer wach, war seine Philosophie nicht bereit, sich jemals zu vollenden. Aufgabe ohne Ende, also immer wieder begonnene Aufgabe, der Form und dem Paradox der Wiederholung geweiht: die Philosophie als unerreichbares Denken

der Totalität war für Jean Hippolyte das, was es in der äußersten Regellosigkeit der Erfahrung Wiederholbares gab; das, was sich im Leben, im Sterben, im Gedächtnis immer wieder als Frage stellt und entzieht; so transformierte er den Hegelschen Gedanken von der Vollendung des Selbstbewußtseins in den Gedanken der wiederholt-wiederholenden Frage. Aber da sie für ihn Wiederholung war, verzichtete die Philosophie nicht auf den Begriff; sie hatte kein abstraktes Gebäude zu errichten, sie hielt sich zurück und brach mit den überlieferten Allgemeinheiten und begab sich in Kontakt mit der Nicht-Philosophie; sie wandte sich nicht ihrer Vollendung zu, sondern dem, was ihr vorausging und was noch nicht zu ihrer Unruhe erwacht war; um sie zu denken, nicht um sie zu reduzieren, hat sie die Besonderheit der Geschichte, die regionalen Rationalitäten der Wissenschaft, die Tiefe des Gedächtnisses im Bewußtsein angefaßt; so erscheint der Gedanke einer gegenwärtigen, unruhigen Philosophie, die auf der ganzen Linie ihrer Berührung mit der Nicht-Philosophie beweglich ist, nur dank dieser existiert und uns den Sinn dieser Nicht-Philosophie enthüllt. Wenn die Philosophie in diesem wiederholten Kontakt mit der Nicht-Philosophie steht – was ist dann der Anfang der Philosophie? Ist sie immer schon da, heimlich gegenwärtig in dem, was sie nicht ist, mit halblauter Stimme im Gemurmel der Dinge das Wort ergreifend? Aber vielleicht hat der philosophische Diskurs keine Daseinsberechtigung mehr, oder muß er mit einer zugleich absoluten und willkürlichen Begründung anheben? So wird der Hegelsche Gedanke von der dem Unmittelbaren eigenen Bewegung vom Thema der Begründung des philosophischen Diskurses und seiner formellen Struktur verdrängt.

Schließlich die letzte Verschiebung, die Jean Hippolyte an der Hegelschen Philosophie vorgenommen hat: wenn die Philosophie als absoluter Diskurs beginnen muß – was ist dann mit der Geschichte und was ist dann jener Anfang, der mit einem einzelnen Individuum, in einer Gesellschaft, in einer gesellschaftlichen Klasse, inmitten von Kämpfen anfängt?



Diese fünf Verschiebungen, welche an den äußersten Rand der Hegelschen Philosophie führen, sie über ihre Grenzen hinaustreiben, beschwören die Hauptgestalten der modernen Philosophie, welche Jean Hippolyte ständig mit Hegel konfrontiert hat: Marx mit den Fragen der Geschichte, Fichte mit dem Problem des absoluten Anfangs der Philosophie, Kierkegaard mit dem Problem der Wiederholung und der Wahrheit, Husserl mit dem Thema der Philosophie als unendlicher Aufgabe, die an die Geschichte unserer Rationalität gebunden ist. Und über diese philosophischen Gestalten hinaus hat Jean Hippolyte viele Wissensbereiche von seinen eigenen Fragen aus angesprochen: die Psychoanalyse mit der fremden Logik des Begehrens, die Mathematik und die Formalisierung des Diskurses, die Informationstheorie und ihre Anwendung in der Analyse des Lebenden – also alle Bereiche, von denen aus man die Frage nach einer Logik und einer Existenz stellen kann, welche ihre Verbindungen ständig knüpfen und wieder auflösen.

Ich denke, daß dieses Werk, das sich in einigen großen Büchern niedergeschlagen hat, aber noch mehr in Forschungen, in einer Lehrtätigkeit, in einer dauernden Achtsamkeit, in einer Wachheit und Großzügigkeit des Alltags, in einer administrativen und pädagogischen (d. h. in Wirklichkeit zweifach politischen) Verantwortlichkeit –, ich denke, daß dieses Werk die fundamentalsten Probleme unserer Zeit getroffen und formuliert hat. Ich gehöre zu den vielen, die ihm unendlichen Dank schulden.

Ihm verdanke ich zweifellos den Sinn und die Möglichkeit dessen, was ich tue. Er hat mir oft den Weg gewiesen, wenn ich bei meinen Versuchen im dunkeln tappte. Darum wollte ich meine Arbeit unter sein Zeichen stellen und darum wollte ich die Vorstellung meiner Projekte mit seiner Erwähnung beenden. Auf ihn hin, auf dieses Fehlen – wo ich zugleich seine Abwesenheit und meine Schwäche spüre – zielen die Fragen, die ich mir nun stelle.

Da ich ihm soviel verdanke, verstehe ich wohl, daß die Wahl,

die Sie getroffen haben, indem Sie mich eingeladen haben, hier zu lehren, zu einem Gutteil auch eine Ehrung für ihn ist. Ich danke Ihnen zutiefst für die Ehre, die Sie mir erwiesen haben, aber ich danke Ihnen nicht weniger für das, was in dieser Wahl ihm gehört. Wenn ich mich der Aufgabe, ihm nachzufolgen, nicht gewachsen fühle, so weiß ich doch, daß ich an diesem Abend, wäre uns dieses Glück vergönnt, von seiner Nachsicht ermutigt worden wäre.

Und nun verstehe ich besser, warum ich eben soviel Schwierigkeit hatte, sogleich anzufangen. Ich weiß auch, welche Stimme es war, von der ich gewünscht hätte, daß sie mir vorgeht, daß sie mich trägt, daß sie mich zum Sprechen einlädt und sich in meinen eigenen Diskurs einfügt. Ich weiß, warum ich solche Angst hatte, das Wort zu ergreifen: ich habe das Wort an dem Ort ergriffen, wo ich ihn gehört habe, und wo er nicht mehr ist, um mich zu hören.

## Was ist das X im Postmigrantischen?

Paul Mecheril

Der Ausdruck ‚postmigrantisch‘ – so mein Verständnis als jemand, der hin und wieder Texte zu ‚postmigrantischer Gesellschaft‘ liest oder ‚postmigran-tische Theaterstücke‘ sieht und hört – schließt an eine bestimmte Weise der Verwendung und des Gebrauchs des Präfixes ‚post‘ an, wie sie in der Rede über beispielsweise Postfeminismus, Poststrukturalismus, Postkommunismus oder Postkolonialismus deutlich wird. So unterschiedlich diese Redeweisen sind und so unterschiedlich auch das Spektrum des Gebrauchs jedes einzelnen Post-Wortes ist, so unzweideutig ist jedoch, dass Post-X – nur dies begründet das P-Präfix – in einem bestimmten Verhältnis zu X steht: ‚nach X‘. Dieses ‚nach X‘ weist hierbei sowohl ein empirisches als auch ein politisch-normatives Moment auf. So meint Postkolonialismus das, was historisch nach dem Zusammenbruch nicht nur einzelner kolonialer Regime, sondern der Legitimität des Kolonialismus überhaupt beobachtbar war und ist, und zugleich von diesen kolonialen Strukturen in Sprache, Recht, Identität, Politik und Ökonomie vermittelt wird. Darüber hinaus artikuliert sich im Gebrauch des Wortes Postkolonialismus aber auch eine Kritik an kolonial-imperialen Überlegenheitspraxen; Postkolonialismus ist immer auch ein politisch-normativer Einsatz für das Erkennen von durch koloniale Muster vermittelten Herrschaftsstrukturen, ein Engagement für ihre Schwächung und ihre Überwindung.

Hierbei findet sich das empirische und politisch-normative Moment in der Rede von ‚nach X‘ in den bekannten ‚Post-Wendungen‘ in allemal ungleicher (und insofern je untersuchenswerter) Weise. Das programmatisch-normative Moment in der Verwendung des Ausdrucks Postnationalsozialismus hat selbstverständlich eine andere Kraft und Bedeutung als in jener von Postfeminismus oder Postmoderne. Und dennoch scheint es berechtigt, in jeder Rede von Post-X nicht allein ein empirisches Statement im Hinblick auf die Schwäche, das Ende oder die Transformation von X zu erkennen, sondern auch eine normative Distanzierung von X (etwa: Bestärkung des Regimes der Zweigeschlechtlichkeit in und durch feministische(n) Positionen).

Was also, so will ich hier fragen, hat es mit dem empirischen und normativen Status des X im Postmigrantischen auf sich? Ist das Migrantische

empirisch zu und am Ende? Und/oder: Ist das Migrantische etwas, was mit guten Gründen überwunden, mindestens transformiert werden sollte? Die Leserin ahnt schon: Ich beantworte beide Fragen mit Nein – was folgenreich ist, läuft meine Überlegung doch darauf hinaus, auf den Ausdruck ‚postmigrantisch‘ zu verzichten. Ich denke nämlich, dass es in der gegenwärtigen Situation nicht um eine Absetzbewegung vom Migrantischen, sondern von bestimmten einflussreichen politischen, diskursiven und kulturellen Reglementierungen migrationsgesellschaftlicher Phänomene (bzw. des Migrantischen) gehen sollte. Der Ausdruck ‚postmigrantisch‘ distanziert sich in meinem Verständnis gewissermaßen vom falschen Objekt.

Hiermit meine ich aber nicht, dass die (migrations-)gesellschaftliche Diagnose und der politische migrationsgesellschaftliche Einsatz, die sich mit dem Zeichen des Postmigrantischen verbinden, nicht einsichtig seien.

Ganz im Gegenteil. Die Kritik ist meines Erachtens zutreffend, aber ich verstehe sie eher als Beiträge zur Auseinandersetzung um die Frage, welche Gruppen wie und mit welchen Interessen ihre Version migrationsgesellschaftlicher Wirklichkeit hegemonial werden lassen, und denke, dass Kritik eine falsche Richtung einschlägt, wenn sie danach trachtet, eine Distanz zum Migrantischen zu gewinnen. Es geht um die politische, kulturelle, epistemische Besetzung des Migrantischen/des Migrationsgesellschaftlichen, nicht um seine Überwindung.

Vielleicht ist es überzeugend zu sagen, dass die Verwendungsweisen und Verwendungskontexte des Postmigrantischen trotz aller Diversität vier grundlegende Kritikpunkte an der Art und Weise kennzeichnen, wie in einseitigen Verengungen Migration thematisiert wird:

- Kritik des nationalstaatlichen Integrationsdispositivs: Mit der zumindest rhetorischen Anerkennung der Migrationstatsache etwa seit Anfang des neuen Jahrtausends wird in der deutschsprachigen Öffentlichkeit das Thema Migration nahezu ausnahmslos in einem Atemzug mit der Vokabel ‚Integration‘ behandelt. Hierbei werden mit ‚Integration‘ weithin etwa nicht Strategien der Bewältigung eines von Restriktionen geprägten Alltags, alternative Praktiken der sozialen Selbstinklusion und noch viel weniger subversive Praxen der Zugehörigkeitsaneignung von Migrant\_innen erfasst. Auch kommen mit der Integrationsvokabel eher nachrangig Maßnahmen zur rechtlichen Integration von Migrant\_innen im Sinne der Ausstattung mit Teilhaberechten oder politische Maßnahmen zur aktiven Bekämpfung von Diskriminierung in den Blick. Der Integrationsdiskurs basiert vornehmlich auf Negativnarrativen über die ‚verweigerte‘, ‚mislungene‘, die ‚verpasste‘ oder gar die ‚unmögliche‘ Integration. Gerade aus dieser Negation entfaltet der Integrationsimperativ seine normative Kraft. Das fortwährend erneuerte Attest der gescheiterten Integration ermöglicht eine beständige Neuformulierung von Integrationsaufforderungen. Vor dem Hintergrund der semantischen Vagheit und performativen Assoziation mit Phänomenen des Scheiterns kann ‚Integration‘ zur Durchsetzung disziplinarischer Maßnahmen instrumentalisiert werden, was im Zuge der gegenwärtig dominanten Verwendungsweise des Konzepts auch geschieht. ‚Integration‘ ist hier eine mehr oder weniger einseitige Anpassungsleistung, die als Migranten geltende Personen zu erbringen haben. ‚Integration‘ ist zugleich ein Sanktionssystem, da bei

nicht erbrachter Integration aufenthaltsrechtliche, symbolische und ökonomische Strafen drohen. ‚Integration‘ bestätigt die Zuschreibung von Fremdheit, da die Vokabel nahezu ausschließlich benutzt wird, um über sogenannte Menschen mit Migrationshintergrund (MmM) zu sprechen. Indem sie als MmM bezeichnet werden, werden Menschen als ‚fremde Elemente‘ konstruiert, die zunächst im Rahmen einer Willkommenskultur zu empfangen und dann zu integrieren seien. Die Frage der ‚Integration‘ wird aber beispielsweise nicht mit Bezug auf sexuelle Vergehen an Kindern durch christliche Geistliche gestellt oder mit Bezug auf wirtschaftskriminelle Biografien von Menschen, die selbstverständlich und fraglos als Deutsche verstanden werden.

- Kritik der Defizitperspektive auf Migration: Es kann mittlerweile als gesellschaftlicher Konsens in Deutschland gelten, dass Migration unvermeidbar ist. Nicht selten heißt es sogar, Deutschland brauche aus demografischen und ökonomischen Gründen sogenannte Zuwanderer. Hierbei kennt die migrationspolitische Rationalität zwei überlappende Schlüsselargumente zur Legitimation der Notwendigkeit geregelter Immigration. Das wandernde und wandlungsfähige ‚Humankapital‘ ist mittlerweile eine der begehrtesten Ressourcen im globalen Wettstreit um die Sicherung des nationalen Wohlstandes und der nationalen Konkurrenzfähigkeit. Die Logik des neuen, auf demografischen und wirtschaftlichen Ausgleich zielenden öffentlichen Migrationsdiskurses ist hierbei im Kern ökonomistisch. Die Abkehr von der bis Anfang des 21. Jahrhunderts in Deutschland geltenden offiziellen Weigerung, die Migrationstatsache anzuerkennen, war zwar überfällig; zugleich muss aber darauf hingewiesen werden, dass mit Politiken, die bestrebt sind, die instrumentelle Bedeutung der Migrant\_innen sowie ihre Verwertbarkeit hervorzuheben, erhebliche Probleme verbunden sind. Beispielsweise wird dadurch in der Konsequenz zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Migrant\_innen unterschieden. ‚Gute‘ sind solche, die einen Beitrag zur Sicherung ‚unseres‘ Wohlstandes leisten, ‚schlechte‘ solche, die ‚unsere‘ Ressourcen verbrauchen (beispielsweise Sinti und Roma, die aufgrund rassistischer Verfolgung in bestimmten Teilen Europas versuchen, nach Deutschland zu gelangen und hier vom Innenministerium des ‚Asylmissbrauchs‘ bezichtigt werden).
- Kritik der Reduktion migrationsgesellschaftlicher Wirklichkeit auf (klassische) Einwanderung: Die klassische Migrationsforschung und die von ihr mit ‚Fakten‘ versorgte Migrationspolitik bezog und bezieht sich vornehmlich auf ein bestimmtes Modell von Wanderung, nämlich den einmaligen und unidirektionalen Wechsel des Wohn- und Aufenthaltsortes. ‚Immigration‘ ist der Prototyp dieses Forschungsmodells. Die Immigrant\_in wandert zu einem gegebenen Zeitpunkt vor dem Hintergrund bestimmter Erfahrungen und Erwartungen aus und gelangt in einen neuen gesellschaftlichen Zusammenhang, in den sie sich mehr oder weniger erfolgreich eingliedert. Dieses Modell beschreibt nicht nur einen klassischen Wandertyp – den der Einwanderung –, sondern es hat auch gesellschaftliche Folgen, da unter dieser Perspektive Migrant\_innen immer nur als Immigrant\_innen erscheinen und migrationsgesellschaftliche Wirklichkeit auf einen zwar wichtigen Teil dieser Realität, aber eben nur einen Teil, nämlich Einwanderung,

reduziert wird. Jede gesellschaftswissenschaftliche Perspektive bildet Gegenstände nicht schlicht ab, sondern wirkt aktiv an der Erschaffung von Gegenständen mit. Wenn im klassischen Modell der Immigration die Erfahrung des Wechsels von Existenzformen kennzeichnend ist, dann ist die zentrale Erfahrung im Zusammenhang von Prozessen, die etwa als Transmigration oder auch Hybridität bezeichnet werden, dass der Wechsel selbst, das Pendeln, das faktisch imaginative Bewegungen zwischen Zugehörigkeitskontexten zur Existenzform geworden ist. Im Zuge von Migrationsprozessen entstehen soziale und subjektive Realitäten, die sich von traditionellen nationalen Lebenskontexten im Sinne eines Aufhebens der Kontexte unterscheiden. Die hier aufscheinende Perspektive betont die (Möglichkeit der) Gleichzeitigkeit von Verbundenheit und Zugehörigkeit zu mehreren natio-ethno-kulturellen Kontexten, was im Rahmen des vorherrschenden politischen und auch pädagogischen Diskurses über Migration wenig thematisiert wird.

- Kritik der Repräsentationsverhältnisse (Wer spricht über wen?): Diskursive Auseinandersetzungen um symbolische Grenzen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit kennzeichnen migrationsgesellschaftliche Kontexte. Solche Zugehörigkeitsdiskurse erzeugen Wirklichkeiten, sie sind machtvoll und komplex. Zugehörigkeitsverhältnisse stellen zentrale Referenzen politischer Auseinandersetzung sowie intellektueller und wissenschaftlicher Analyse dar, was sicher nicht allein als Widerspiegelung gesellschaftlicher Verhältnisse verstanden werden darf, sondern vielleicht eher als Repräsentationspraxis, in der das zu Repräsentierende erst entsteht. Die Geschichte Deutschlands zeigt, dass sowohl im Umgang mit sogenannten Minderheiten als auch im Umgang mit der Frage, was ‚Deutschsein‘ auszeichnet, ein eher nationalistisch als republikanisch geprägtes Verständnis vorherrschte. Wer auf gegenwärtige Verhältnisse in Politik, Bildung und Medien schaut, wird Kontinuitäten feststellen: Nach wie vor gilt, dass das nationale Selbstverständnis Repräsentationsverhältnisse prägt. Trotz dieser machtvollen Unirritiertheit haben wir es aber keineswegs mit feststehenden Verhältnissen zu tun. Die Migrationsgesellschaft ist vielmehr in allen ihren relevanten Bereichen – der Kunst, den Medien, dem Alltagsgeschehen und der Wissenschaft, vielleicht allerdings am wenigsten der Politik – von einem Kampf um Repräsentationen charakterisiert. Das Engagement für Selbstvertretung und Selbstdarstellung, die Problematisierung von Fremdvertretung (z. B. in der Praxis ‚Ausländerbeauftragte‘/ ‚Integrationsbeauftragte‘) und Fremddarstellung (z. B. im Diskurs ‚Ausländerkriminalität‘) verändert den Migrationsdiskurs und eröffnet neue Perspektiven.

Diese viergliedrig wiedergegebene Kritik, die sich meiner Wahrnehmung nach nicht allein, aber auch in der analytisch-normativen – d. h. erkenntnispolitischen – Praxis artikuliert, die mit dem Ausdruck postmigrantisch verbunden ist, ist überzeugend und wichtig. Die spielerische, ironische, zum Teil abfällige Art, mit welcher jene Positionen in den Blick geraten, die an dem kritisierten gesellschaftlichen Regulationszusammenhang festhalten, macht Stärke und Attraktivität der postmigrantischen Kritik aus. Die an andere kritische Analysen anschließende, diese bündelnde und ihnen wenn

auch kein Gesicht, so doch einen Namen verleihende Kritik im Zeichen des Postmigrantischen ist überzeugend, ich zumindest stimme ihr zu.

Ich würde diese Kritik aber nicht ‚postmigrantisch‘ nennen. Diese Bezeichnungspraxis ist nicht nur irreführend, sondern auch gefährlich. Irreführend daran ist die Suggestion, migrantische Phänomene gehörten empirisch eher einer nach wie vor zwar wirksamen, aber eben vergangenen Vergangenheit an; gefährlich ist die normative Botschaft, das Migrantische sei etwas, von dem sich abzusetzen angeraten sei. Ohne hier eine Distinktionspraxis zu vermuten, in der sich unter der Hand die kosmopolitische, bürgerlich-akademische Metropostmigrantin selbst zum Maß der Dinge macht, scheint mir die Gefahr einer Überblendung bedeutsam. Denn der Kampf beispielsweise gegen die Defizitzuschreibung oder gegen Integrationszumutungen war immer schon Bestandteil der migrationsgesellschaftlichen – wir können auch sagen migrantischen – Realität, so wie im Übrigen auch beispielsweise die komplizenhafte Anerkennung der Defizitzuschreibung oder die Zustimmung zu Integrationszumutungen Kennzeichen gegenwärtiger (post-?)migrantischer Verhältnisse ist. Prozesse der Migration gehen mit grundlegenden Wandlungsprozessen einher, die nicht allein spezifische gesellschaftliche Bereiche, sondern vielmehr Strukturen und Prozesse gesellschaftlicher Verhältnisse im Ganzen betreffen. Die durch Migrationsphänomene angestoßenen Prozesse der Pluralisierung und der Vereinseitigung, der Differenzierung und der Entdifferenzierung, der Segregation und der Vermischung des Sozialen sind und waren schon immer vielfältig, nie nur auf einen Typus (etwa Emigration/Immigration) beschränkt und nie allein aus einer Perspektive (etwa der der klassischen Integrationsforschung) vollständig erfassbar. Dies ist sicher kein exklusives Kennzeichen gegenwärtiger migrationsgesellschaftlicher Verhältnisse. Migration ist für mich eine Perspektive, mit der soziale Phänomene und Kontexte erfasst werden, für die die Überschreitung politischer und symbolischer Grenzen natio-ethno-kultureller Zugehörigkeit durch Menschen, Artefakte und Praxisformen konstitutiv oder zumindest kennzeichnend ist: Übersetzung oder Vermischung als Folge von Wanderungen, Entstehung von Zwischenwelten und hybriden Identitäten, Phänomene der Zuschreibung von Fremdheit, Strukturen und Prozesse des Rassismus oder auch die Erschaffung neuer Formen von Ethnizität und vieles andere mehr – all dies gehört zur migrationsgesellschaftlichen Realität, ist adressiert und sollte in den Blick genommen werden, wenn wir von Migration sprechen. In der Bezeichnung ‚postmigrantisch‘ wird nun der irrige Eindruck erweckt, diese Phänomene und angemessene Formen seiner Darstellung und Vertretung kämen erst mit der postmigrantischen Wende ins Spiel. Gefährlich ist dieser irrige Eindruck, weil er, wie es Sprachwendungen nun mal an sich haben, produktiv wirkt und vielleicht paradoxerweise das Bild der Schmutteligkeit des Migrantischen bestätigt, das in Deutschland zumindest lange Zeit gesellschaftlich vorherrschend war und mittlerweile einem spezifischen Schmuttelbild gewichen ist: Schmuttelig sind nicht mehr alle Migrant\_innen, sondern nur noch diejenigen, die nutzlos sind. In der Distanzierung und der Absetzbewegung des Postmigrantischen von ihrem unbenannten X wiederholt sich die Abfälligkeit der sich als nichtmigrantisch imaginierenden, symbolischen Mehrheit gegenüber dem schmutteligen Migrantischen.

**Autor\_innen**

Paul Mecheril ist Erziehungswissenschaftler. Er arbeitet zu Migration, Zugehörigkeiten, Bildung sowie sozialen Differenz- und Dominanzverhältnissen.  
paul.mecheril@uni-oldenburg.de



# Anhang

## 1 Arbeitsjournal (Auszüge)

Hier wurden tagebuch-artig Erkenntnisse, Zwischenschritte, Erfolge und Frustrationen festgehalten, welche im Laufe des Master-Projekts auftauchten.

#Danke, Tayie

06.09.2017

Dass ich mit meiner Masterarbeit auf dem richtigen Weg bin, weiss ich spätestens seit heute Abend. Ich war im Literaturhaus Zürich an der Lesung von Tayie Selasis „Ghana Must Go“. Der Roman hat mich bereits zu meinem Text im Essaykurs im Frühling 2017 inspiriert. Eine nigerianisch-ghanaische Familie lebt in den USA, der Vater, ein erfolgreicher Chirurg, verlässt die Familie aus Scham, nachdem ihm gekündigt wurde. Die Familie kollidiert auseinander und trifft sich erst wieder nach dem Tod des Vaters. In der Gesprächsrunde sprach Selasi viel über die Vaterrolle in einer Familie wie ihrer, wie meiner. Der emotionslose „Provider“, den man eigentlich gar nicht so gut kennt. Sie beschrieb ihren eigenen Vater und es kam mir so vor, als würde sie über meinen Vater sprechen. „Don't blame them for not showing you enough love. Ask yourself, when did you actually give back?“ Sie forderte die vielen Zuhörerinnen mit afrikanischen Wurzeln auf, sich mit ihren Vätern hinzusetzen, ihnen zuzuhören. Also genau das, was ich für mein Praxisprojekt geplant habe. Mit einem guten Gefühl und einem enormen Motivationsschub fuhr ich durch die warme Spätsommernacht nach Hause.

#Danke, Anna Jikhareva

19.10.2017

Mehr Vorbilder! Wenn die Lieblingsautorin der WOZ sich mit dem selben Thema befasst wie meine Masterarbeit...stelle ich mir die Frage, ob ich nicht doch Journalistin sein sollte!

Ich finde es sehr bekräftigend zu sehen, dass meine Recherchen eine Medienrelevanz haben. Daran messe ich wohl schon immer die Gültigkeit und Ungültigkeit meiner Interessen.

<https://www.woz.ch/1742/interkultur/wohlwollend-begegnen-sie-dir-nur-solange-keine-gefahr-besteht-du-koenntest-ihren>





Akanji Michelle  
Mi 25.10, 09:43  
Widmer Ruedi

Allen antworten

Übrigens: Dieser Artikel bringt's auf den Punkt: <https://www.woz.ch/1742/interkultur/wohlwollend-begegnen-sie-dir-nur-solange-keine-gefahr-besteht-du-koenntest-ihren>

Allerdings hört er da auf, wo ich weiterdenken möchte. Werde Anna Jikhareva anfragen, ob sie sich dazu auch schon Gedanken gemacht hat. Vielleicht könnte ich sie dann zu einem Gespräch treffen.

Herzlich  
Michelle

Werde ihr eine Mail schreiben, ob sie sich schon einmal Gedanken dazu gemacht hat, wie es weitergehen soll.

### #Wer bin ich?

Ursprung dieser Arbeit war eine Reflexion über Selbstnarration. Obwohl ich mittlerweile etwas vom diesen Weg abgekommen bin, stellt sich diese Frage in verschiedenen Zusammenhängen. Wenn ich einen Hörbeitrag über meinen Vater mache: Bin ich die Tochter oder eine Journalistin? Oder beides? Wenn ich über das "Fremde" sprechen will: Was bedeutet fremd? Für wen fremd? Bin ich Erzählerin oder Teilnehmerin eines Gesprächs? Sehe ich mich selber als "fremd"?

### #Audio vs. Radio

Ruedi hat mich im Mentoratsgespräch gefragt, weshalb ich immer von Audio und nicht von Radio spreche. Das Radio ist ephemeral, lebt vom Moment der Ausstrahlung, ist Teil einer Institution. Wer Radio hört, weiss dass in genau dem Moment hunderte andere Personen dasselbe hören. Und wenn eine Sendung fertig ist, ist alles weg. Radio ist ein Begleitmedium. Der Sprecher im Radio spricht zur Masse. Der Sprecher im Audio-Piece hingegen spricht zu dir. Audio benötigt die volle Aufmerksamkeit. Audio beschreibt eine Beschaffenheit. Audio ist roh, wird bearbeitet, geformt. Es ist eben nicht Text und nicht Video, sondern kostet aus, was das Medium zu bieten hat. Und: Audio kann von verschiedenen Perspektive, in unterschiedlichsten Situationen und immer und immer wieder gehört werden.

### #Zwischenstand Praxisarbeit

9.11.2017

Thema: Mobilität und Migration. Eine andere Perspektive auf soziale Realitäten der Migrationsgesellschaft. Was geschieht nach der Migration?

Stand: Zwei Aufnahme-Sitzungen gemacht und eine Ahnung einer Story Story:

Zuerst wollte ich mit meinem Vater über seine Migrationserfahrung sprechen. Bis ich gemerkt habe, dass er das er sich gar nicht als Migrant wahrnimmt. Er sieht sich vielmehr als Kosmopolit, seine Biografie ist dynamisch und fließend. Ein globalisierter Lebenslauf, der in einem internationalen Kindergarten beginnt, mit Stationen auf drei Kontinenten und einem Manager-Job, in dem er am Montag für ein Meeting nach London fliegt und am Freitag in Südafrika sein Team einarbeitet. Er hat einen Globalisierungsvorsprung. „Home is where your Wifi connects automatically“. Mein Vater bezeichnet sich als Weltenbürger. Die meisten Menschen in der Schweiz sehen ihn anders. Und ich bisher vielleicht auch ein wenig.

Sein Alltag widerspricht der klassischen Integrationsgeschichte. Er hat sich nie in einer „minderwertigen“ Position gesehen. Wir haben nie in einem marginalisierten Stadtviertel gelebt. Rassismus begegnet er mit Verständnis, vielleicht mit einer Spur Arroganz. Man hat mich gefragt: Ist dein Papa gut integriert? Er sagte mir immer: „Du musst besser sein, als die andern. Wir müssen besser sein“. Ich habe nie verstanden, warum.

Alles läuft richtig gut. Er ist vielleicht so etwas wie ein Vorzeige-Immigrant für die Schweizer. Seine Heimat sind seine Familie und die Arbeit.

#### Doch was passiert, wenn alles zerfällt?

Nachdem ihm der Job gekündigt wird, kollidiert die Familie auseinander. Ein Stein wird ins Rollen gebracht. Mein Vater will zurück nach Nigeria, weil er sich im Alter nicht fragen will: What if?

Ist das nicht das Klischee des Migranten? Unsere Beziehung verändert sich – mein Vater sieht mich zum ersten Mal nicht als Tochter. Wir treten einander in neuen Rollen entgegen.

#### # Max Frisch

Frischs Fragebogen zum Thema Heimat sind Auflockerungsübungen in den Gesprächen mit meinem Vater. Meine Lieblingsfragen:

1. Frage: Wenn Sie sich in der Fremde aufhalten und Landsleute treffen: Befällt Sie dann Heimweh oder dann gerade nicht?

3. Frage: Worauf könnten Sie eher verzichten:

- a. auf Heimat
- b. auf Vaterland
- c. auf die Fremde

4. Frage: Was bezeichnen Sie als Heimat?

- a. ein Dorf
- b. eine Stadt oder ein Quartier darin
- c. einen Sprachraum
- d. einen Erdteil
- e. eine Wohnung

6. Frage: Was lieben Sie an Ihrer Heimat besonders?

- a. die Landschaft
- b. dass Ihnen die Leute ähnlich sind in ihren Gewohnheiten, d.h. dass Sie sich den Leuten angepasst haben und daher auf Einverständnis rechnen können?
- c. das Brauchtum
- d. dass Sie dort ohne Fremdsprache auskommen
- e. Erinnerungen an die Kindheit

9. Frage: Gesetzt den Fall, Heimat kennzeichnet sich für Sie durch waldiges Gebirge mit Wasserfällen: Rührt es

Sie, wenn Sie in einem andern Erdteil dieselbe Art von waldigem Gebirge mit Wasserfällen treffen, oder enttäuscht es Sie?

10. Frage: Warum gibt es keine heimatlose Rechte?

13. Frage: Wenn Sie als Mann und Frau zusammenleben, ohne die gleiche Heimat zu haben: Fühlen Sie sich von

der Heimat des andern ausgeschlossen oder befreien Sie einander davon?

14. Frage: Insofern Heimat der landschaftliche und gesellschaftliche Bezirk ist, wo Sie geboren und aufgewachsen sind, ist Heimat unvertauschbar: Sind Sie dafür dankbar?
15. Frage: Wem?
17. Frage: Was macht Sie heimatlos?
- Arbeitslosigkeit
  - Vertreibung aus politischen Gründen
  - Karriere in der Fremde
  - dass Sie in zunehmendem Grad anders denken als die Menschen, die den gleichen Bezirk als Heimat bezeichnen wie Sie und ihn beherrschen
  - ein Fahneneid, der missbraucht wird
22. Frage: Empfinden Sie die Erde überhaupt als heimatlich?
23. Frage: Auch Soldaten auf fremdem Territorium fallen bekanntlich für die Heimat: Wer bestimmt, was Sie der Heimat schulden?
24. Frage: Können Sie sich überhaupt ohne Heimat denken?

Der Fragebogen wurde 1971 von Max Frisch während eines USA-Aufenthaltes entworfen.

# Steilpass

13.11.2017

<https://www.derbund.ch/sport/fussball/sie-stehen-fuer-den-erfolg-der-schweiz/story/15952234>

Ganz unerwartet: Mein Bruder wird zum Gegenstand meiner theoretischen Untersuchungen. Am Tag nachdem sich die Schweizer Nationalmannschaft für die Weltmeisterschaft qualifiziert hat, erscheint dieser Artikel im Bund. Als hätte der Autor gewusst, dass ich diesen Artikel wegen meinem Bruder sicher lesen werde: Diese sicher gut gemeinte aber dermassen ungeschickte Analyse ist ein Steilpass – er illustriert beispielhaft das "Dilemma" in meiner Masterthesis. Sobald die "Einwanderer" einen Mehrwert in die Schweiz bringen, werden sie positiv bewertet. Und sonst als Problem. Es wäre interessant zu sehen, ob im Kulturteil ebenfalls dieses Pendel zwischen "Problem" und "Potenzial" schwingt.

#Diskursanalyse ja – aber wie?

Nach dem ersten Kolloquium stellt sich die Frage, auf welchem Weg ich auf die Diskurse rund um die Migrationsgesellschaft blicken möchte. Vorschläge von Basil:

1: Historische Dimension – wie können zwei Diskurse gespiegelt werden? Z.B. Diskurse der italienischen Gastarbeiter vergleichen mit gegenwärtigen Diskursen.

2: Begriff der Normalität als Konstrukt genauer betrachten, Foucault lesen, Auseinandersetzung mit dem Normalismusbegriff. Vielleicht auch Deleuze.

#Nachtrag: Ich habe mich übers Wochenende mit Jürgen Links Normalismustheorie auseinandergesetzt. Unglaublich spannend. Eine Kategorie, um Diskurse zu betrachten. Ich merke, dass mich das schon immer interessiert hat, auch in meiner Bachelorarbeit zum Thema Gendermainstreaming.

--> Ich entscheide mich für die zweite Option

## # Sounding Like Yourself

26.11.2017

<https://transom.org/2017/sounding-like-yourself/>

An Sonntagen höre ich mir so viele Podcasts wie möglich an. Dies natürlich mit „anderen Ohren“ als früher. Im Zentrum steht immer die Frage: Wie ist das gemacht?

Neben den klassischen narrativen, story-driven Beiträgen gibt es auch viele Podcasts *über* das Podcasten. Die Community in den USA wächst, es gibt viele Profis, die ihre Do's and Don'ts mit Anfängern wie mir teilen.

Wie zum Beispiel Transom – eine US-amerikanischen Plattform, die via Website und Workshops für „New Public Radio“ gibt. Der Beitrag „Sounding Like Yourself“ hat mich heute sehr motiviert, denn ich zweifle immer wieder an meiner nicht sehr klassischen Radiostimme. Die besten Tipps:

Wie in einer Unterhaltung mit einer (nicht mit mehreren = Podiumsfall) Person sprechen. Am besten den Satz beginnen mit „Hey Vickie, ...“ – das verändert den Tonfall. Die Hände sollen frei sein, damit man gestikulieren kann. Text deshalb auf dem Macbook bereit haben. Sich hinsetzen, nicht stehen. Sätze, über die man stolpert, sofort umformulieren. Vereinfachen.

Nach dem vielen Lesen ist es auch immer sehr erfrischend, Theorie zu *hören*. Man ist viel aufnahmefähiger.

## # Radio Doc Review

28.11.2017

Das Lesen von Kritiken von Audio Documentaries und Podcasts gibt mir Leitlinien in der Konzeption meiner Geschichten. Radio Doc Review ist ein Online-Journal, das regelmässig solche Beiträge bespricht. Dabei bin ich auf meinen Vorbild-Podcast gestossen: Dmae Roberts: Mei Mei, A Daughters Song.

Eine Art Musik-Dokudrama, in der Roberts eine Reise mit ihrer taiwanesischen Mutter unternimmt und dabei auf subtile Art den Asian-American Minderheits-Diskurs aufnimmt. Das Ganze ist als Lied konzipiert und arbeitet mit – meiner Meinung nach fast zu vielen – Effekten. Ein für mich zentraler Teil des Reviews:

“As audio storytellers and radio producers, our first task is to tell a compelling, informative story. But as media practitioners we also have a responsibility to go further, to inspire, to question, to call people to action. And today, in a ‘world in which the complicated entanglement of togetherness in difference has become the rule rather than the exception,’ as the Australian Asian Studies academic Ien Ang notes, Roberts has taken on the formidable task of addressing the thorny issue of identity. Rather than take a dialectical approach, she has opted to fashion a very personal story into an audio piece that is both enchanting and haunting.”

## # Fragen über Fragen

Ein Auszug aus meinem Fragenkatalog meiner Interviews, die ich methodisch dem aus der qualitativen Sozialforschung stammenden verstehenden Interview ausgerichtet habe. Kurzer Leitfaden, offene Fragen, die eine möglichst grosse Spontaneität erlauben und meinen Interviewpartner engagieren.

Was weisst du über die Geschichte unserer Familie?

Erzähle eine Geschichte, die du uns früher erzählt hast.

Erzähle vom Ankommen in der Schweiz  
Was hättest du in deinem Leben erreichen wollen?  
Was bereust du?  
Was bedeutet Heimat für dich? Beschreibe es.  
Findest du es schwierig mit mir zu reden?  
Was bedeutet für dich Immigration?  
Beschreibe eines deiner ersten Gefühle, als du in die Schweiz gekommen bist?  
Wie ist es, deinen Job zu verlieren?  
Erinnerung von dir und mir zusammen von früher?  
Wie wurdest du gesehen? Wie war es, das erste Mal „schwarz“ zu sein?

Wie bin ich dir ähnlich?  
Was hast du dir für mein Leben gewünscht?  
Bist du stolz darauf, Vater zu sein?  
Erwartest du Dankbarkeit von deinen Kindern?  
Was erwartest du von mir?

Wollten Sie jemals Vater werden?  
Was beglückt dich als Vater vor allem?  
Denkst du, dass du mich kennst?  
Kannst du dir ein Leben ohne Kinder vorstellen?

Was fehlt dir zum Glück?  
Wofür bist du dankbar?  
Welche Hoffnung hast du aufgegeben?

Hast du Angst vor der Ruhe?

Warum gehen schwarze Menschen nicht gerne wandern oder zelten?

# Mariella Mehr

4.12.2017

„Schreiben ist immer autobiografisch. Denn du kannst nur über das schreiben, was du kennst und erfahren hast. Deine Sprache wächst aus dem heraus.“

Mariella Mehr im Gespräch mit Melinda Nadj Abonji in der WOZ vom 08.01.2015  
<https://www.woz.ch/-5836>

Meine Theoriearbeit bringt mich immer wieder zur Auseinandersetzung mit der Literatur. Es scheint, als sei die Beziehung „Literatur und Feuilleton“ jene, in der ich meine Untersuchungen am besten illustrieren kann. Dasselbe zeigte sich auch schon in meinem Essay „Heimat schreiben“, den ich vor einem Jahr verfasst habe. Am Begriff Migrationsliteratur, von dem man sich im deutschsprachigen Raum nicht richtig lösen kann, lässt sich die Problemstellung ablesen: Die Bezeichnung steht im Gegensatz zu einem transkulturellen Verständnis von (Schweizer) Literatur. „Migrationsliteratur“ bezieht sich nämlich zu oft auf den Menschen, bzw. die Autorin mit Migrationserfahrung. Natürlich hinterlassen Lebensgeschichten und Spuren in den Erzählungen und in der Sprache – so auch bei Mehr und Abonji. Doch Literatur ist nicht gleich Mensch. Eine Rezeption durch die Kategorisierung „Migrationsliteratur“ reicht nicht aus – Texte sollen immer an ihrer Qualität gemessen werden. Die Verlockung in den Feuilletons, das

biografische Moment zu finden, ist gross. Warum? Weil Herkunft, kulturelle Identität offensichtlich interessieren, weil es spannende Themen sind ist. Migrationserfahrungen sollen universeller betrachtet werden – als Grundstein, die die Gegenwartsliteratur mitprägt.

# Skript schreiben

6.12.2017

Ich habe mich entschieden, den ganzen Audiobeitrag zu scripten. Nach der langen Zeit der Aufnahmen, dem Bewältigen des technischen Materials, dem Denken und Vorstellen in Tönen, freue ich mich, endlich wieder zu schreiben. Ich merke, dass es das ist, was ich kann – in den Schreibfluss zu kommen. Gleichzeitig denken und schreiben. 5- bis 10-minütige „Free Writing-Sessions“ helfen, Blockaden zu lösen. Ein Resultat:

Fremdvertraut

Mein Vater und ich leben beide seit meiner Geburt in der Schweiz. Seit 28 Jahren. Wir leben genau gleich lang in der Schweiz. Doch haben wir die letzten 28 Jahre sehr unterschiedlich erlebt.

Ich habe keinen Migrationshintergrund. Denn mein Vater sieht sich nicht als Migrant.

Es war mir immer peinlich, dass mein Vater nicht so gut Deutsch spricht. Seine Art und Weise zu sprechen, war phrasenhaft. Keine ganzen Sätze. Immer Wiederholungen. Immer wage. Das hat mich als Kind aufgeregt. Es machte uns anders. Wir durften ihn nie korrigieren.

Doch die Melodie in seiner Stimme hatte immer etwas Vertrautes. Und sobald er mit seinen Brüdern auf Yoruba telefonierte, machte alles Sinn. Er stand im Wohnzimmer, im Dorf in der Zürcher Agglo, aber seine Stimme war ganz wo anders. Es war vertraut, aber doch fremd. Ein Teil von mir, fremd. Doch vertraut. Du bist ich, you are me. Aber bin ich du? Bin ich Nigeria?

Ich habe mir nie überlegt, meine Heimat zu verändern. Was ist schon Heimat? Aber er hat mehrere Heimaten. Jetzt kehrt er zurück. Warum zurück? Zurückkehren bedeutet irgendwie, dass man lange weg war. Aber hat er sich „weg“ gefühlt? Oder da? 28 Jahre weg? Der verlorene Sohn. Hat er eine Wahl? Nun geht er weg in dieses fremd-vertraute. Ein Ort, laut, voller Menschen, dicht, unsicher. Aber auch schön, leicht, einfach.

Dieses Gefühl, das er in sich hat. Ich kann es nie haben. Ich weiss es. Irgendwie fühlt man sich auch ein bisschen betrogen. Wollte er schon immer zurück? Uns verlassen? Er kann das, er ist von wo anders. War die Familie in der Schweiz nur temporär? Es geht weiter, aber wie? Was bedeutet Heimat, wenn man sie sich selber ständig machen muss? Ist er gekommen, um zu gehen?

Er träumte, lernte, liebte und ging. In Nigeria, in den USA, in der Schweiz. Es fühlt sich an, als würde er sich um Kreis drehen. Träumen, lernen, lieben, gehen. Mein Vater ist mir so fremd:

ruhig und rastlos,  
Faul und ehrgeizig  
Stratege und manchmal hilflos  
Nicht planlos, nie ohne Plan  
distanziert und präsent  
Nicht glücklich, nicht unglücklich.  
Denker  
Realist und Träumer  
Seine Träume verstehe ich nicht.

Ich verstehe so vieles nicht. Wie er denkt, Entscheidungen fällt.

Keine Liebe  
Keine Dankbarkeit  
Nur Respekt

Habe mich als Kind immer gefragt, ob andere Kinder sich in der Schweiz mehr zu Hause fühlen als ich. Nicht, dass ich mich hier nicht wohl gefühlt hätte. Aber dieses Heimatgefühl, die Geschichte der Schweiz verbunden mit meiner, hatte ich nie.

Ich war nie anders  
Ich war immer anders  
Wie sehen sie mich? Sehen sie mich?  
Warum denken sie ich sei anders, wenn ich doch wie alle bin?

Nur wenn ich andere Schwarze sehe, kommt mir in den Sinn, dass ich auch schwarz bin. Ich hatte als Kind immer diese Angst, dass das Licht angeht. Dass das Licht angeht, und alle sehen, dass ich anders bin. Ich habe oft versucht, unsichtbar zu sein. Durchsichtig. Mich angepasst – obwohl es nichts anzupassen gab. Ich war nicht fremd. Aber man nannte mich fremd. Was ist schon fremd? Ich fühlte mich zu laut, zu wild, zu schnell, zu stark. Manchmal einfach ein bisschen zu viel von allem. War das das fremde in mir? Ich nahm mich zurück. Heute weiss ich, das bin einfach ich. Nichts an mir ist fremd. Ich bin mir nicht fremd. Ich habe ein Herz, nicht zwei. Niemand ist zweigeteilt, in zwei Identitäten, zwei Seiten. Jeder ist eins. Niemand ist fremd. Wer zwei sieht, wer fremd sieht, schaut nur nicht richtig hin. Wer zwei hört, wer fremd hört, hört nur nicht richtig hin.

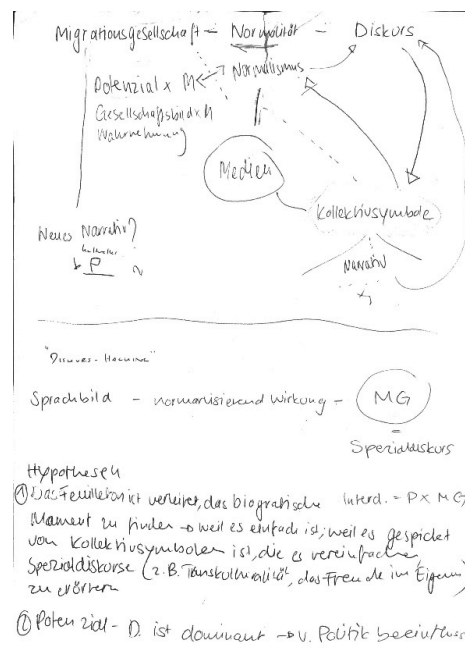
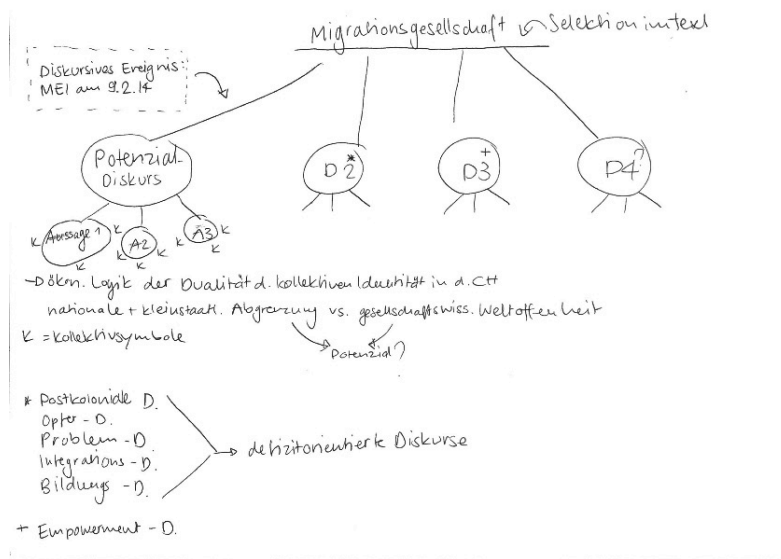
Papi geht nach Hause.  
Sein Zuhause. Es gehört ihm, nicht mir. Er ist von da, ich nicht.  
Ich habe das Gefühl, zurück gelassen zu werden.  
Dabei könnte ich mit.  
Was heisst schon weggehen in einer Welt, in der man überall sein kann?

Ist das Projekt unserer Familie gescheitert? Wenn ich sage, mein Vater ist aus Nigeria, dann fragen mich alle: Lebt er noch in der Schweiz? Ja, natürlich, konnte ich immer sagen. Die perfekte Familie. Das Projekt transkulturelle Familie funktioniert. Bis jetzt. Jetzt ist er einer von denen, die zurückgehen.

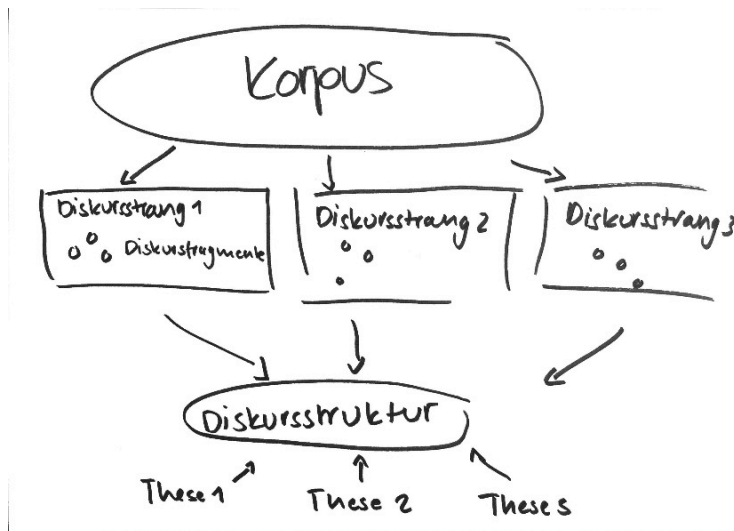
# # Theorie auf Papier schreiben

04.01.2018

Ich schreibe seit Neuem wieder oft auf Papier. Das Blatt hält die Gedanken zusammen, gibt dem Komplexen einen Rahmen – durch den Seitenrand. Das Tippen auf der Tastatur ist oft zu schnell, sodass sich Knoten im Denkprozess nicht richtig lösen können. Manchmal entstehen wilde Systeme und Zeichnungen auf Papier, die im Moment des Niederschreibens gar keinen Sinn machen. Aber wenn ich das Blatt ein paar Tage wieder hervornehme, hilft das oft viel weiter, als wenn ich neue Texte suche, die einen Zusammenhang erklären. Es gibt mir auch die Sicherheit, dass ich eigentlich schon vieles weiss – nur manchmal nicht in der richtigen Form abrufen kann.







#Thank you, Ira!

Vom Meister in YouTube-Tutorials lernen:

Ira Glass Tips on Podcasting

Building Blocks: Anecdote and Moment of Reflection

Auflistung der Anekdoten: Pureste Form der Geschichte; das und das ist passiert; und dann ging ich da hin und dann da, etc. --> Suspense

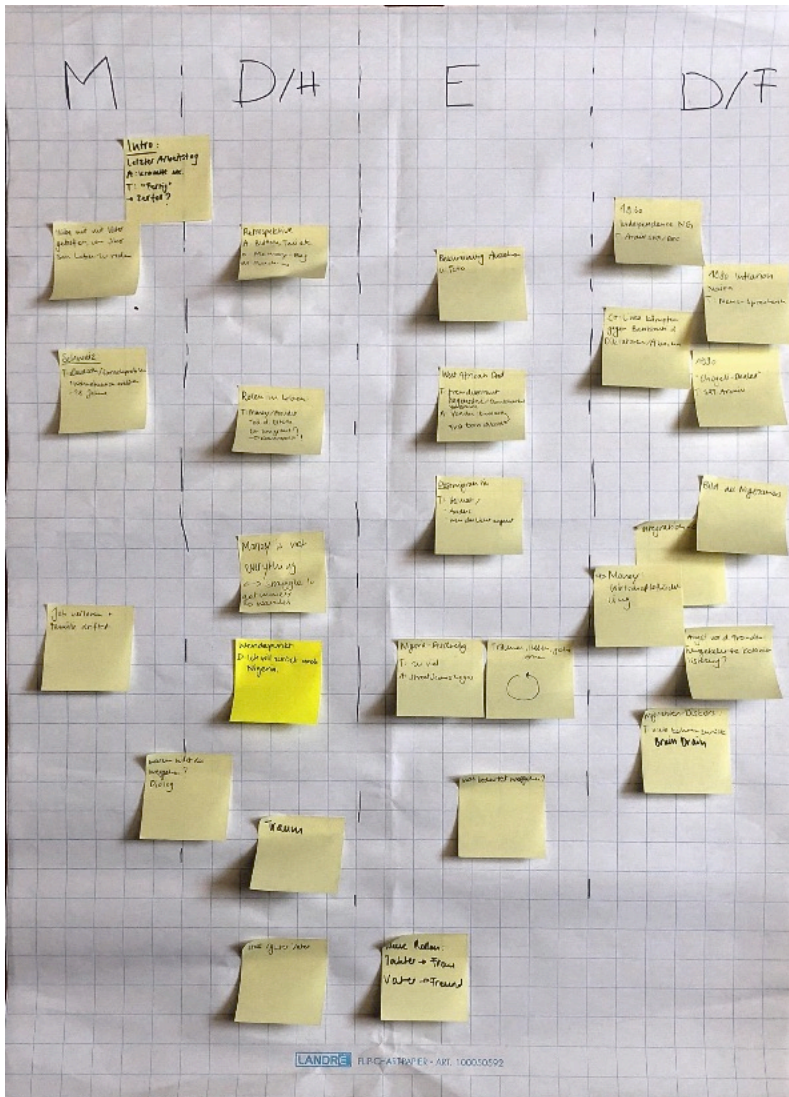
Die Bewegung imitieren, wie ein Zug, der ein Ziel hat. Am Schluss befindet sich etwas.

Frage: Eine Frage muss im Raum schweben. Man muss sie beantworten. Die Form der Geschichte ist, sie zu stellen und im Verlauf der Geschichte zu antworten.

Moment der Reflektion: Das ist, warum du diese Geschichte zuhörst.

#Notationen: Die Story

Wie soll der ganze Hörbeitrag visualisiert werden? Um den Überblick zu behalten, muss der Beitrag als Ganzes abgebildet werden. Ich habe für meine grösseren Schreibarbeiten bis jetzt immer mit Text-Konzepten und Farben gearbeitet. Also zuerst ein Riesenchaos an Textfragmenten und dann strukturiert durch Zuweisen von Farben. Ein Text ist immer organisch gewachsen, nie wirklich nach Plan. In einem so langen Audio-Stück, wie ich es jetzt plane, ist eine Visualisierung aber absolut zwingend. Ich arbeite zuerst mit einer Flipchart zu Hause, in der ich die Geschichte noch flexibel umgestalten kann:



#Danke, Ijoma Mangold

06.02.2018

<https://www.srf.ch/programm/tv/sendung/03e86e62-eb1d-410e-a72b-7633ea022386>

Ruedi hat mich auf die Sternstunde Philosophie-Sendung mit dem Autor und Zeit Literarchef Ijoma Mangold aufmerksam gemacht. Er stellt sich dieselben Fragen wie ich und meine Praxisarbeit ist thematisch sehr nahe bei seinem Buch „Das deutsche Krokodil“. Er versteht sich ganz als Deutscher – wie ich. Obwohl er wenige Erfahrungen mit Rassismus gemacht hat, wenn dann positiver, reflektiert er selbstkritisch, dass er sich wohl Verhaltensweisen angeeignet hat, die keinen Zweifel über sein Deutschsein offen lassen. Wie z.B. ein über-akzentuiertes Deutsch, damit man nicht meint, er sei nicht von „hier“. Eine Art Bewältigungsstrategie, die gleichzeitig darauf hinweist, dass es offensichtlich Missstände gibt. Ich habe mir das Buch bestellt, bin mir aber unsicher, ob ich das Buch noch vor Ende meines eigenen Projekts lesen möchte. Weitere mögliche Diskursebenen für meinen Podcast, die mir bereits durch die Sendung in den Sinn gekommen sind:

Mitleid ist eng gekoppelt mit dem Afrikabild

Blut ist dicker als Wasser  
Nigeria: fremde Nähe

#### #Podcast-Vorbilder

Ich habe lange nach Alternativen zu den US-amerikanischen Podcasts gesucht. Deren Art zu erzählen hat etwas unglaublich Einnehmendes, Verlockendes. Doch nach drei Jahren intensivem Podcast-Hören, werden gewisse Muster deutlich. Muster, die irgendwie stark mit dem American Way of Life und deren Art, die Welt zu sehen verknüpft ist. Ich möchte mich von diesem Stil etwas emanzipieren und halte die Ohren offen für Podcasts von anderen Ländern. Wie beispielsweise Arteradio: Cosmic Dad: <https://www.arteradio.com/node/61659094>

Eine Tochter erzählt über ihren Vater, der fast Kosmonaut geworden wäre. Die Ruhe in der Erzählung, die unaufgeregte Sprache begeistert mich. Die Beiträge sind klar gescriptet, doch von Gefühl her sitzt da jemand und erzählt mir 15 Minuten lang eine persönliche Geschichte.

#### #Das Ende der Geschichte?

31.01.2018

Das Ende des Beitrags habe ich bis heute hinausgeschoben. Warum? Das Ende der Story ist die Gegenwart, die ich mich aktuell nicht zu formulieren traue. Es war in dieser persönlichen Geschichte einfacher, mich in der Vergangenheit zu verstecken. Meine Rolle schwebt immer noch zwischen Tochter und Autorin, teilnehmende Beobachterin meines eigenen Lebens.

#### #Raum

Die Frage des Raums: Zu Beginn meiner Aufnahmen, wollte ich möglichst "echte", authentische Raumsituationen haben, also Originalatmosphäre, dokumentarische Aufnahmen. Weil ich ja die Realität zeigen möchte. Ich glaube hier bin ich beeinflusst vom nüchternen, dokumentarischen Radiostil des Schweizer Radios. Hier komme ich immer wieder in einen Konflikt: Ich möchte die Realität zeigen, aber ich möchte auch eine Geschichte erzählen. Bereits im Reportagekurs war dies eine grosse Herausforderung: Wie zeigen? Wann bin ich noch Journalistin, wann bereits Regisseurin? Ich habe mich für eine Form entschieden, in der ich in der Rolle als Erzählerin in einem synthetischen Raum bin. Sodass der Hörer fast meint, ich sitze neben ihm und erzähle ihm oder ihr etwas ins Ohr. In der Rolle als Tochter im Dialog mit meinem Vater ist der Raum, in dem wir uns befinden spür- und hörbar.

#### #Vertrauen

14.02.18

Das Vertrauen, dass eine Geschichte gut kommt, wenn man genug lang dranbleibt. Das überrascht bei jeder längeren Arbeit von neuen. Ich hätte nie gedacht, dass ich aus meiner Story im Verlauf der Zeit so viel herausholen könnte. Heute ist so etwas wie ein Durchbruch!

#### #Theorie-Praxis

Ich arbeite parallel am Theorie- und Praxisteil. Nach der Lektüre von Michel Foucaults „Struktur des Diskurses“ habe ich das erste Mal das Gefühl, dass ich die beiden Arbeiten wirklich sinnvoll aufeinander beziehen kann. Dass ich aus

der Theorie eine Haltung und ein Bewusstsein schöpfen kann für die publizistische Arbeit. Und umgekehrt erlaube ich mir, meine Theoriearbeit ganz nach dem Thema meines Podcasts auszurichten und entsprechende Einschränkungen zu machen.

#### #Intersubjektivität

Bei der hermeneutischen Erörterung der Analyse-Texte stosse ich an meine Grenzen: Wie ich einen Text oder Passagen verstehe, hängt stark von meinem Vorwissen und Nicht-Wissen ab. Blinde Flecken lassen sich kaum vermeiden. Ich frage mich, wie eine Intersubjektivität zu erreichen wäre und entscheide mich, möglichst alle Eindrücke – unabhängig von den von mir aufgestellten Thesen – aufzuschreiben. Denn sonst würde ich die Texte nur nach Belegstellen abklopfen, um meine Annahmen bestätigen zu können.

#### #Autofiktionales Schreiben?

„In einer Welt, wo alle ständig online sind und das Gefühl haben, sich in direktem Kontakt mit anderen zu befinden, ist es schwer, etwas zu verkaufen mit den Sätzen «Es war einmal . . .» Heute will mans genau wissen: Wer, wo? Und wieso sollte ich an die Existenz der Person glauben? Schreibe ich hingegen: «Letztes Jahr lebte ich in Köln», hat das eine starke Realitätsanmutung.“ Zadie Smith  
Das Selbstporträt hat etwas Reizvolles – als Leserin und als Produzentin. Es verbindet die Elemente Authentizität und Wirklichkeit, die für mich sehr wichtig sind. Mittlerweile habe ich keine Mühe mit der Präsenz meines Subjekts, des Ich, in meinen Texten. Allerdings würde ich nie eine Autobiografie als Postmigrantin über das Leben in der Migrationsgesellschaft schreiben wollen. Im Autofiktionalen hingegen, sehe ich die Möglichkeit autobiografisches Material durch fiktionale, narrative Elemente der Erinnerung spürbar zu machen. In meiner Arbeit sind dies filmische Effekte und Atmosphären, die "künstlich" geschaffen werden. Dem Hörer ist klar, dass dies keine Originalaufnahmen von mir sind, doch "es hätte möglicherweise so sein können". Es hilft einem, sich in die Situation hineinzuversetzen, das Kopfkino einzuschalten.

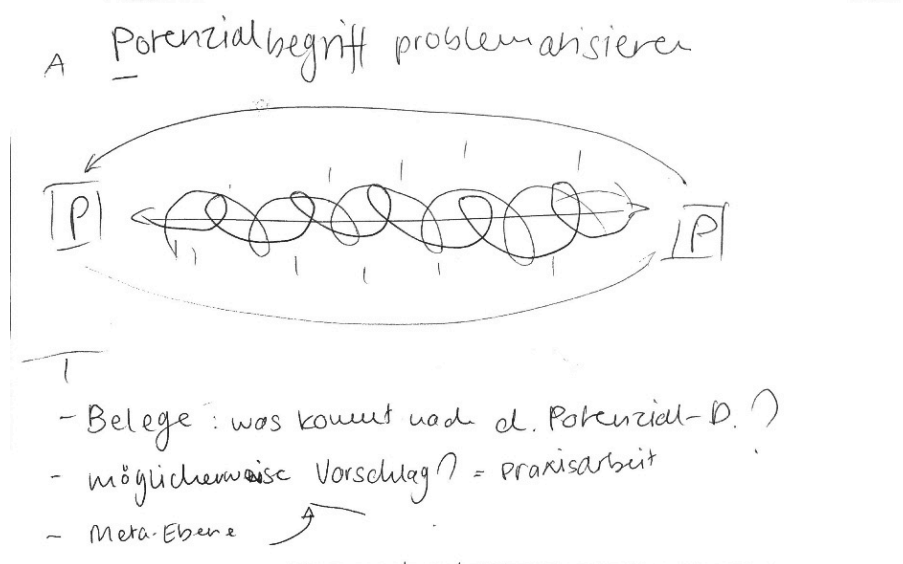
Nachtrag: Ich habe in einer Recherche herausgefunden, dass das Konzept der Autofiktion in Literatur und Film bereits sehr stark aufgeladen ist. Ein "Spiel mit Authentizität und Wahrheit" heisst es. Das will ich eigentlich nicht. Deshalb werde ich diese Bezeichnung nicht verwenden für das Audiofeature. Ich bleibe beim Selbstporträt.

#### #Dilemma Diskursanalyse

In der ersten Runde meiner Diskursanalyse habe ich eine grosse Zahl an interessanten Strängen gefunden, die nicht entlang den von mir aufgestellten Thesen einzuordnen sind. Diese nun zu strukturieren sind eine Herausforderung, da ich unsicher bin, nach welchen Gesichtspunkten dies zu tun wäre. Beziehungsweise, ob sie in die Auswertung hineinfliesen sollten. Da ich im vorangehenden Literaturteil diese Diskursfelder nicht abgesteckt habe, habe ich keine Kategorisierungsgrundlage. Allerdings habe ich mir in den letzten zwei Jahren einen Wissenshintergrund erarbeitet, den ich jetzt für die Betrachtung der Diskurse gut verwenden kann. Viele Verbindungen zur Postkolonialen Theorie und zur Kritik der Repräsentation lassen sich herauslesen. Es wäre schade, diese Fragmente aus der Auswertung herausfliegen zu lassen. Sie tragen wesentlich zum Charakter

der Sendungen bei. Die Schwierigkeit ist nun, diese Erkenntnisse in den Interpretationsteil der Diskursanalyse zu verarbeiten, ohne „neue Fässer aufzutun“. Ein Glossar würde sich dazu sicher eignen, würde aber den Rahmen der Arbeit überschreiten.

Lösung (nach einem Gespräch mit Franziska – meiner besten Sparringpartnerin): Ich passe eine These an, die es mir erlaubt, einige dieser Diskursfragmente miteinzubeziehen. (Allerdings muss dies im Fazit zur Methode noch kommentiert werden).



#### #Analyse vs. Interpretation

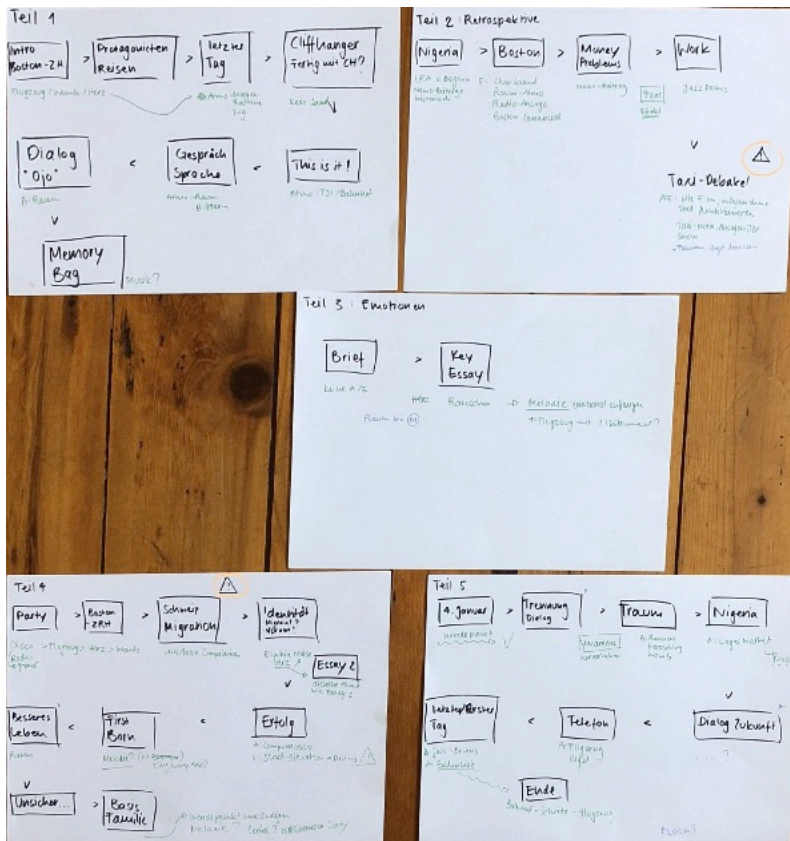
Den analytischen und interpretierenden Teil der ersten Auswertung auseinander zu halten, ist schwierig. Diskurs und Wirkung scheint mir immer mit Interpretation verbunden zu sein. Ich werde einen nüchternen, kurzen Resultate-Teil machen. Die "echten" Erkenntnisse verbinde ich mit einer interpretierenden Diskussion.

#### # Doppelrollen erkennen

Wann spreche ich über mich als soziale Person, wann bin ich Beobachterin, Forscherin? Um keine Migrationsandere zu reproduzieren, muss ich die soziale Rolle der Autorin und jene des Wissens auseinanderhalten können.

#### #Notationen: Die Struktur

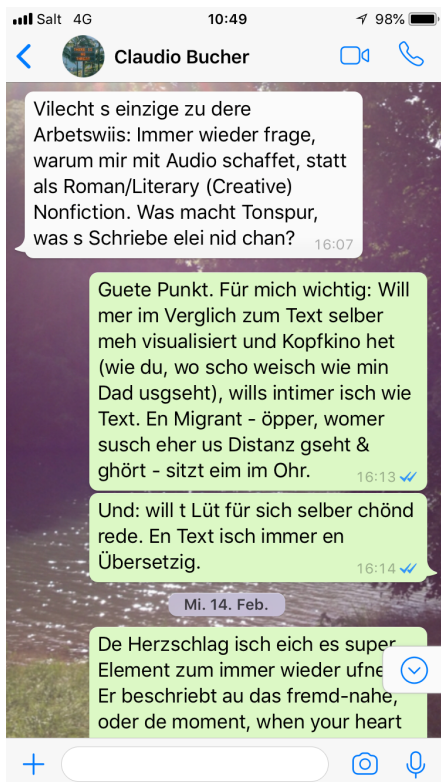
Für den Feinschnitt zum Schluss hat ich eine weitere Visualisierung der Audio-Dokumentation geholfen. Ich habe den Beitrag in fünf Episoden gedacht und entsprechend "portionenweise" visualisiert:



## #Hören

Wo hört Sprache auf? Claudio hat mir im Verlauf des Praxisprojekts immer wieder die wertvolle Frage gestellt, warum ich mit dem Audio-Medium arbeite und nicht einen Roman schreibe. Was ist der Mehrwert des Tons? Zuerst war da meine Faszination für das intime Medium. Die Möglichkeit nicht zu einer Masse, sondern jemandem direkt ins Ohr zu sprechen. Hinzu kam eine politische Haltung: die Frage der Sichtbarkeit – nicht in Form einer Abbildung (der Migrant / der schwarze Mann). Sondern in Form einer Imagination, des "Kopfkinos". Und in Form der Selbstrepräsentation: Selber sagen, wie es ist und nicht jemand anderen über einen sprechen lassen.

In den Gesprächen mit meinem Vater und im Hören des Tonmaterials habe ich erkannt, dass es Momente gibt, in denen Sprache nicht ausreicht, um jemanden zu porträtieren. Hier kommen diese Zwischentöne, z.B. der Rhythmus, mit dem er sich Morgen rasiert, sagt so viel aus über seine Persönlichkeit. Oder wie jemand atmet zwischen dem Sprechen. Oder die Melodie einer Sprache, die man nicht kennt. Das hörbar zu machen ist eine Form der Autorschaft, die mich sehr interessiert. Und ich denke, dass hier Ton etwas zeigen kann, was in einem Buch nur gesagt wird. Faszinierend dabei ist auch der Prozess, wie man seine Umwelt zusehends über das Hören wahrnimmt.



### #Die eigene Stimme finden

Ich habe seit Beginn des Praxisprojekts an meiner Stimme gezweifelt. Beim Hören der ersten Test-Aufnahmen war ich sehr irritiert von den vielen Begleittönen meiner Stimme, der Unkontrolliertheit. Ich konnte keine Ruhe finden, keine Ebene, auf der ich erzählen konnte, ohne gelangweilt zu klingen oder mich zu verstellen. Meine Stimme, die der Window-Opener des ganzen Beitrags werden sollte, war wie ein Fremdkörper. Deshalb habe ich die Moderation im Studio sehr lange vor mich hergeschoben – solange, bis alles andere fixiert war. Ich habe die ganze Moderationsebene in einem "Take" live aufgenommen (den Beitrag laufen lassen und dann live direkt auf die Tonspur aufnehmen). Dies habe ich drei Mal in einer Woche wiederholt und das Resultat war überraschend gut. Ich habe meine Stimme gefunden, weil ich mich besser in den Beitrag und seine Tonalität hineinversetzen konnte. Das war eine sehr wichtige Erkenntnis. Hören und dann sprechen. Auch das positive Feedback von Christoph Keller auf meine Stimme hat mich sehr gefreut.

### #Bewährungsprobe

Reaktion meines Vaters auf das Feature (E-Mail)

Hi Michelle,

Wow, very good especially with all the pause/sound/music effects that matches the story line and situation.

It is nice to see and know yourself from another perspective, thank you. It helps to understand and hopefully improve where possible. Never too old to learn!

One thing that comes clearly to me after listening is that effective communication with patience can relieve and take care of misunderstanding and unwanted feelings. Wish we had done this sometime ago.

Good job, well done.

Question: How public will this recording be?

Hugs and kisses  
Papi

#Wo aufhören?

Nach einem Mentoratsgespräch mit Ruedi habe ich meine Resultate der Theoriearbeit überarbeitet und besser greifbar gemacht. Im Wissen, dass ich nur einen ganz kleinen Ausschnitt eines riesigen diskursiven Geflechts bearbeitet habe, fällt es mir schwer, ein Fazit zu schreiben, das eine Gültigkeit ausserhalb dieses Zusammenhangs haben soll. Ich versuche jedoch, übergeordnete Erkenntnisse zu formulieren, welche ich für den Praxisteil mitnehmen kann, beziehungsweise in weiteren Arbeiten berücksichtigen werde.

#Formfrage

Ich kann keine treffende Beschreibung meines Hörbeitrages finden. Den meisten Personen sage ich, ich mache einen Podcast. Doch unter Podcast verstehen die meisten eine Serie – ein Audioblog einer Person, die regelmässig über ein Thema spricht. Podcast betrifft in meinem Fall nur die Form, da der Beitrag auf einem Webplayer, unabhängig von einem Sender gehört werden kann. Von einem Portrait finde ich den Beitrag zu weit weg, weil er doch viele andere Elemente enthält. Ich entscheide mich nach langem Hin und Her für die Bezeichnung Audiofeature. Stilistisch ist er nahe bei dem, was Deutschland Funk im Format "Das Feature" publiziert. "Audio" deshalb, weil es eben nicht Radio ist (siehe. Beitrag oben)

#Kontext liefert DIE SENDUNG, die alles richtig macht.

<https://www.srf.ch/sendungen/kontext/tandem-wie-lange-ist-man-fremd>

Hier sprechen zwei junge Menschen mit Migrationserfahrung über Alltägliches der Migrationsgesellschaft. Ohne als Migrant\*innen aufzutreten.



## 2 Analyse der Radiobeiträge: Transkripte und Auswertung

### Analyse Teil 1: Gewinnung der Diskursfragmente und -stränge

In diesem Teil wird in den drei ausgewählten Texten die inhaltliche, argumentative Struktur untersucht. Anhand einer interpretierenden, hermeneutischen Vorgehensweise werden relevante Diskursfragmente und -stränge identifiziert.

Das Intro (in Form eines Texts) wird immer auch berücksichtigt, da es den ganzen Beitrag rahmt. Auffallende Kollektivsymbole (Sprachbilder) werden ebenfalls markiert.

Hypothesen:

H1: Die Feuilleton-Diskurse zur Migrationsgesellschaft werden an migrantischen Subjekten festgemacht.

H2: Die im Feuilleton dominanten Diskursstränge normalisieren die Sicht auf die Migrationsgesellschaft im Spannungsfeld zwischen „Probleme“ und „kulturelles Potenzial“.

Folgende Fragen werden an das Textmaterial gestellt:

1 Gesamteindruck: Inwiefern leisten die Artikel einen Beitrag zur Anormalität/Normalität der Migrationsgesellschaft in der Schweiz?

2 Position: Welche Diskurspositionen (ideologischer Ort/ Position des Sprechers) sind sichtbar?

3 Diskursfragmente: Mit welchen Argumenten, welche Art der Aussagen wird über die Migrationsgesellschaft gesprochen?

3.1 Wie wird die Relation von Normalität/A-Normalität und Migrationsgesellschaft indirekt und direkt formuliert?

3.2 Wo wird über Migration gesprochen und ein Bezug zu unserem Gesellschaftsbild gemacht?

3.3 Welches Gesellschaftsbild wird hier vorausgesetzt und vermittelt?

3.4 Welche Reproduktionen herrschender sozialer Normen ist sichtbar durch die Artikulation des Migrantischen/ der Migrationsgesellschaft?

4 Gruppierung: Ordnung der Diskurfragmente in Diskursstränge.

Legende:

Kommentarspalte: Erörterung und Mögliche Diskursstränge

Diskursfragmente

Kollektivsymbole

### Text 1: Dragica Rajcic und Melinda Nadj Abonji

Legende

M: Moderation

CK: Christoph Keller

DR: Dragica Rajcic

MA: Melinda Nadj Abonji

Titel: Tandem-Gespräche 5/7: Dragica Rajcic und Melinda Nadj Abonji

Kommentiert [MA1]: Gesprächsformat mit Moderator

Lead: Die Schriftstellerinnen Dragica Rajcic und Melinda Nadj Abonji reden über die Beglückung beim Schreiben; darüber, was es heisst, Erfolg zu haben als Schriftstellerin, und warum Migrantenliteratur ein schwieriges Thema ist.

Kommentiert [MA2]: Erstes Framing, Migrantenliteratur = schwierig

Die eine, Dragica Rajcic, schreibt in einer eigenen, sehr originellen Sprache und gehört zur ersten Generation der Frauen, die sich als sogenannte Schriftstellerinnen mit Migrationshintergrund in der Schweiz einen Namen gemacht haben. Sie hat eine andere Autorin zu sich nach Hause eingeladen - Melinda Nadj Abonji. Sie ist zehn Jahre jünger, ihre Eltern stammen aus der Vojvodina. Melinda Nadj Abonji ist die Schriftstellerin einer anderen Generation, Musikerin und Performerin und Trägerin des Deutschen und des Schweizer Buchpreises 2010.

Kommentiert [MA3]: Erfolg, selbst erkämpft

Kommentiert [MA4]: Postmigrantin, Seconda

Die Ältere und die Jüngere, sie haben sich einiges zu sagen: über das Dasein als Schriftstellerinnen in einem Land, das nie ganz zu ihrem Land wurde, über Glück und Erfolg beim Schreiben und darüber, warum und wie Sprache berühren kann.

Kommentiert [MA5]: Fremdsein, Heimat

Kommentiert [MA6]: Erfolg

Kommentiert [MA7]: Verwendung der Sprache als emotionaler Akt

Autor/in: Christoph Keller

Format: Tandemgespräch (Gesprächsformat)

Datum: 7. August 2015

Anmoderation

0:00:35.2 Dragica Rajcic gehört zur ersten Generation von Frauen, die sich als sogenannte Schriftstellerinnen mit Migrationshintergrund in der Schweiz einen Namen gemacht haben.

0:01:07.3 Die beiden Autorinnen reden nun über das Dasein von Schriftstellerinnen in einem Land, das nicht ganz zu ihrem wurde.

Hauptteil

0:01:14.2 M: Dragica Rajcic, sie sind Schriftstellerin, stammen aus der Gegend von Split, aus Kroatien ursprünglich, leben im Moment zwischen Zürich, Innsbruck und Biel hin und her und wir sind hier bei ihnen in der Wohnung in Zürich.

Kommentiert [MA8]: Herkunft

Kommentiert [MA9]: Mobilität

0:01:39.5 DR: Ich habe Melinda Nadj Abonji eingeladen, eine sehr gute Freundin von mir und Schweizer Schriftstellerin. Melinda ist 1968 in Vojvodina im damaligen Serbien geboren, sie ist 1972 zu ihren Eltern in der Schweiz gekommen als Kind. Sie hat hier zuerst in Stäfa und dann in Küsnacht am Zürichsee ihre Jugend und das Erwachsenenalter verbracht, hat Geschichte und Germanistik an der Uni Zürich studiert. Mit ihrem ersten Buch *Schauenster im Frühling* hat sie auf sich aufmerksam gemacht. Sie gehört fast zur Schullektüre in der deutschsprachigen Schweiz.

Kommentiert [MA10]: Bewusste Nennung der Nationalität

Kommentiert [MA11]: Migrationserfahrung

0:03:06.0 MA: Dragica Rajcic wurde in Kroatien geboren und lebt seit vielen Jahren, seit 1978, in der Schweiz mit Unterbrüchen und ist eine sehr engagierte Schriftstellerin. Sie hat Soziokultur studiert und war Lehrbeauftragte für literarisches Schreiben in Zürich. Und im Moment bist du es auch in Biel, Dragica.

Kommentiert [MA12]: Wird nicht als Migration geschildert, Mobilität, kosmopolitisch

0:04:05.7 MA: Dragica ist eine bedeutende Lyrikerin und Dichterin. Eine Stimme, die für dieses Land sehr wichtig ist.

Kommentiert [MA13]: Repräsentation, Stimme

0:06:12.7 MA: Ich wusste, dass sie in der Schweiz lebt, aber habe sie nicht gekannt. Ich war angetan. Diese Farbigkeit der Sprache und dass ich gemerkt habe, das ist eine Sprache, die mich interessiert, weil die Sprache eben nicht vollkommen ist. Also vollkommen heisst, sie ist fehlerhaft und genau in diesen Fehlern, das führte mich zu Jandl (anm. Ernst Jandl) und anderen Autoren. Aber das ist nicht vergleichbar mit dem, was Dragi macht. Das ist wirklich eine eigene Poesie mit Zwischenräumen, mit Fehlern zu arbeiten, mit einer anderen Syntax. Und das stellt natürlich auch die Sprache des Deutschen, in der ich mich jetzt bewege, so in Frage, dass ich denke: wie ist überhaupt das Deutsch beschaffen? Genau dadurch, durch diese Poesie, wurde mir klar, dass es immer darum geht, Essenzen der Sprache zu verstehen. Und das ist natürlich lange nicht so, wenn man Literatur liest. Manchmal bekommt

Kommentiert [MA14]: Sprache in der Migrationsgesellschaft, Bildung?

Kommentiert [MA15]: Postkoloniale Verweise

man eine nette Geschichte oder sind vielleicht schöne Figuren. Aber in Dragicas Texten war das viel mehr die essenzielle Art. Auch die Themen, die du gewählt hast. Zu denen du gekommen bist. Die Essenz der Sprache stellte sich immer auf eine sehr fundamentale elementare Art und Weise.

0:12:09.2 MA: Acht oder zehn Monate später erst hatte ich einen Zuspruch. Und dann habe ich eine sehr tolle Lektorin gehabt. Dann ging's weiter.

0:12:25.7 MA: **Mit diesem Erfolg war das ganz eigenartig.** Weil ich gedacht habe, diese ganze Vorgeschichte, die kann ich ja nicht eliminieren. Die existiert ja. **Also sozusagen diese Ablehnung.** Ich hatte dann auch **noch andere Ablehnungen.** also nicht nur plötzlich kamen dann **nach der Ablehnung von Ammann kam der Preis.** Es waren noch **andere Absagen von Verlagen.** Oder gar keine Antworten. Es war doch eine sehr harte Zeit für mich. Und danach kam dieser unglaubliche Zuspruch. Und das gab so eine Relativität für mich, die bis heute anhält. Also, dass man eigentlich nur den Text hat. Es gibt nichts ausserhalb vom Text. Das heisst, man muss **ein eigenes Gefühl haben, ein ganz starkes Gefühl.**

0:13:42.5 MA dass man plötzlich in **Sachen geschmissen wird, die völlig blödsinnig sind.** **Man kommt in so eine Äusserlichkeit,** die zum Dasein der Schriftstellerin gar nicht passt. Weil es eigentlich eine... ich brauche diesen Ort der **Versenkung,** ich liebe das. Oft wird man befragt, ist das nicht schrecklich?

0:20:16.0 MA Man wünscht sich eine **Teilnahme von Menschen.** Es wäre gelogen, wenn man einfach sagt, das ist mir völlig egal. Mir ist das auch nicht egal. Und trotzdem hab ich schon die Erfahrung gemacht, dass ich mit Leuten rede und dann denke ich: Ok, die haben ein anderes Buch gelesen. Es ist nicht mein Buch. Das ist eine sehr harte Erfahrung, finde ich. Dass man das Gefühl hat, Texte liegen da und müssen einfach... natürlich gibt es mehrschichtiges Lesen. aber es gibt schon diese Verbundenheit, wenn man merkt, du liest die Texte und kannst mir etwas ganz anderes geben als **Menschen, die einfach eine Migrationsgeschichte, nur die oberste Schicht lesen.** Es ist ein **grosses Glück,** wenn man auf Menschen trifft, wo man ein anderes Verständnis, ein Lesen, austauschen kann. Wo man ganz **besonderes Glück erfährt.** Das ist Teil des Erfolgs. Das Materielle kann man nicht ausser Acht lassen. Wenn man hier (anm. in der Schweiz) **leben kann von der Kunst, ist das ein Erfolg.**

0:24:20.3 CK: Ist es schwierig im Land Schweiz **Erfolg zu haben?**

0:24:27.0 MA: Das ist eine schwierige Frage, weil da **komme ich nicht weg von meiner Biografie.** Wo es ganz klar ist, dass es darum geht, **unauffällig zu sein.** Also mit allem, was

Kommentiert [MA16]: Erfolg auf Umwegen

Kommentiert [MA17]: Unterdrückung des Werks durch Verlage ff.

Kommentiert [MA18]: Leidensweg, Verkannte Künstlerin, die durch den Preis erst Anerkennung erhält. Heldin, Aufstieg, Chancengleichheit

Kommentiert [MA19]: Erfolg durch innere Kraft. Aufstieg

Kommentiert [MA20]: Instrumentalisierung des Erfolgs, Reduzieren auf Äusserlichkeiten

Kommentiert [MA21]: Anerkennung

Kommentiert [MA22]: Ignoranz,

Kommentiert [MA23]: Glück = Normalität. Man wird verstanden, gehört

Kommentiert [MA24]: Wird vom Moderator als Diskursraum aufgenommen/gesetzt

Kommentiert [MA25]: Biografie = Entscheid über Erfolg? Nicht wegkommen, als Flucht, Hinter-sich-lassen von etwas

Kommentiert [MA26]: Als Migrantin muss sie unauffällig sein. Sichtbarkeit/Hörbarkeit

man mit sich trägt. Ich hatte immer das Gefühl, ich bin so ohne Farbe. Ein mensch, der keine besondere Talente hat. Eigentlich gut in der Schule. Aber eigentlich darauf, ich sage nicht abgerichtet, das wäre schon sehr stark, aber ich habe gelernt, mich wirklich sehr unauffällig zu bewegen. Und das hat sicher auch mit der Schweiz zu tun, hat mit meinen Eltern zu tun. Mit meinen Eltern und der Schweiz. Und da jetzt wirklich auch einen... ein gutes Gefühl zu haben, dass man denkt: ja, doch ich habe etwas erreicht. Das ist auch schwierig mit der Vorgeschichte des Textes. aber wahrscheinlich ist es in der Kunst immer eine schwere Vorgeschichte. Aber rein von der persönlichen Lebensgeschichte war das für mich auch nicht einfach. Dass man sagt, ja gut, das ist einfach Erfolg. Nein, das ist immer, ... es bleibt in dieser Ambivalenz. Vielleicht ändert sich das mal. Ich würde mir das wünschen.

Kommentiert [MA27]: Durchsichtigkeit/Unsichtbarkeit führt zum Gefühl der Nutzlosigkeit. Unterdrückung

Kommentiert [MA28]: Das CH-System bringt einem Unauffälligkeit bei

Kommentiert [MA29]: Gutes Gefühl = Erfolg

Kommentiert [MA30]: Legitimation ist die Kunst, nicht Migration

Kommentiert [MA31]: Problematisches Verhältnis von Migration und Erfolg

Kommentiert [MA32]: Erfolg wird relativiert

0:26:37.2 DR Auch wenn das Können klein ist, denkt man, man wird dazu getrieben. Man sagt: ich kann nichts anderes als Schreiben. Vielleicht kann ich auch nicht schreiben. Aber ich muss schreiben. Das ist noch kein Garant für Ästhetik oder für Stil oder für Preise. Ich habe am Anfang..., mit erstem Buch "Halbgedichte einer Gastfrau" wurde ich

Kommentiert [MA33]: Erfolgsdruck

wahrgenommen. Und seitdem werden meine Schriften in der Öffentlichkeit gar nicht mehr diskutiert. Ich werde zu Lesungen eingeladen. Meistens steht: „wir brauchen eine Ausländerin“. Jetzt sind wir zu meinem unbeliebtesten Thema Migration gekommen. Das heisst, dass Erfolg besteht, dass ich bin sozusagen stellvertretend für eine Volksgruppe, kann man sagen, 1,5 Millionen Migranten gibt's hier, manchmal steht, ich sei die Stimme von Migrantinnen. Da stehen mir die Haare zu Berge. Das ist Misserfolg dann für mich. Weil ich wollte, eben wie gesagt, als Dichterin in die Geschichte eingehen und nicht als die Stimme von irgendeinem Vogel oder irgendeiner Tierart oder Menschen. Das ist diese Zwiespalt. Ich habe zwar..., versuche ich immer damit zu leben, dass das einmal hier passiert ist. Und das ist, was mein Erfolg ist. Das ausserhalb der Schweiz, werde ich ganz anders rezipiert als Schriftstellerin und das gibt mir immer wieder Antrieb, weiterzumachen. Und das Zweite, was ich umgetauscht habe, ich glaube, dass dieses Streben ist schon lange abgefallen. Wieder dieser balkanische Witz, dieses Streben, dass das auch wenn mal einmal hoffentlich Erfolg hat, garantiert das nicht, dass man glücklich ist. Aber ich habe einmal in mein Tagebuch geschrieben, ich hätte mein Leben gegeben für ein gutes Buch. Also irgendwo dieser Tausch hat man. Dass das Buch gut wird ist mehr als leben. Und das bleibt.

Kommentiert [MA34]: Sichtbarkeit, Wahrnehmung

Kommentiert [MA35]: Unterdrückung, Unsichtbarkeit, Exklusion

Kommentiert [MA36]: Instrumentalisierung

Kommentiert [MA37]: Migration = unangenehm

Kommentiert [MA38]: Repräsentation, Kategorisierung

Kommentiert [MA39]: Rolle der Repräsentantin = Misserfolg, falsch verstanden, Kategorisierung

Kommentiert [MA40]: Rolle der Künstlerin/Dichterin, Geschichtsbezug

Kommentiert [MA41]: Relativierung des Migrantensbegriffs

Kommentiert [MA42]: innerer Konflikt

Kommentiert [MA43]: Kritik an der CH-Gesellschaft

Kommentiert [MA44]: Fluidität zwischen Kulturen

0:28:33.7 CK: Dieses Etikett der Migranteliteratur, Melinda Nadj Abonji?

Kommentiert [MA45]: Framing als Etikett, etwas, das aufgedrückt wird

0:28:39.4 MA Da geht es mit ähnlich. Es ist klar, es ist ein Etikett. Es ist eine Schublade. Es hat mich auch in der Musik immer irritiert. Als ich mit 23 mit meiner Schwester eine Band gegründet hab, da waren wir die Frauenband. Ja, wir waren nur Frauen, aber es war einfach

Kommentiert [MA46]: Kategorisierung, Fremdzuschreibung

so, dass wir das wollten, mit Freundinnen zusammen. Aber wir wollten nicht eine Frauenband sein. Ich glaube, das **Einengende, also Kategorien**, sind etwas, was logischerweise Schriftstellerinnen nicht passen kann. Weil man in Worten **Zwischenräume** sucht. **Man möchte kein Etikett umgehängt bekommen**. Ich finde es handkehrum sehr wichtig, dass **Menschen, die ähnliche Biografien haben, sich inspiriert fühlen, bekräftigt fühlen**. Gerade auch eine **jüngere Generation, die sagt: du bist für mich eine wichtigere Repräsentantin**, genauso wie Dragica das für mich ist. Weil ich denke die Sprache in ihrer Eigenart, wie du sie kreierst. Das ist **etwas, was ich vorher so nicht gelesen habe und das gibt mir eine Kraft**. Und das glaube ich, das ist **nicht so loszulösen von deiner Geschichte**, aber ich würde den Fokus anders stellen. **Für mich ist erstmal dein Text, deine Arbeit**. Und dann kommt alles andere. Aber **sonst ist es eben oft umgekehrt. Und das kann nicht befriedigend sein**. Weil wir immer das Gefühl haben, **fragen sie einen Computerfachmann**. **Man sagt auch nicht: gut, du bist aus Winterthur. Jetzt erzähle mal aus Winterthur. Der möchte darüber reden, was er tut. In seinem Alltag und seinem Beruf. Und das möchten wir einfach auch**. Das ist logisch. Aber ich möchte noch etwas ganz kleines hinzufügen. Also ich glaube mit diesem Glück und Erfolg und auch dieser Tausch: Ich glaube, dass man das mit sich abmachen muss. Das ist diese tiefe Versunkenheit. Mit Erinnerungen und diesen Vorstellungen, **wie es in dieser Gesellschaft sein könnte**. Das ist auf eine Art immer schmerzhaft und gleichzeitig beglückend. Auch wenn ich alle Absagen zusammenzählen würde: Ich würde nichts anderes tun wollen. **Das ist richtig, ich muss das tun**.

0:32:23.2 DR Deine Mutter sagt im Buch: **wir sind in der Schweiz noch nicht Menschen. Es gibt eine Stufe, wo man zum Mensch erkoren wird**. Was ich mit meinen Kindern nicht besprochen habe, **konnte ich durch das Buch auf den Tisch stellen. Alle Ängste**, die ich als **Elter**, nicht als Schriftstellerin, hier gehabt habe. Dass ich **die Kindheit meinen Kindern gestohlen** haben. **Ich habe ihnen die Heimat gestohlen**. Die Kindheit habe ich in einer Szene in deinem Buch gefunden. Das Kind wehrt sich. **Die zweite Generation kann sich anders wehren**, auch für die Eltern. Im Buch hast du eine Szene geschrieben. Im Cafe, wo deine Figur eigentlich die Tochter ist, du den Gast, ein gut erzogener Schweizer, verschmiert alles mit Dreck. In dem Moment wird ganz klar, **wir lassen uns das nicht gefallen**. Und in dem Moment habe ich gedacht, wie viel habe ich meine Kinder, sozusagen, **um ihren Glückswillen, damit sie unauffällig sind, damit sie Erfolg haben**, auch immer wie deine **Eltern gedämpft** und gesagt haben: wartet noch, wartet bis wir Menschen sind. Und jetzt habe ich schon Enkelkinder in der Schweiz. Wie geht es dir jetzt? Du bist Mutter von einer **dritten Generation hier**.

0:34:40.9 MA Ich weiss nicht, was antworten, weil ich das Gefühl habe, ich bin zu nah dran. Oder mittendrin. Weil ich konnte diese Geschichte auch erst schreiben, als sie vorbei war.

**Kommentiert [MA47]:** Kategorisierung als erdrückend, einengend. Zuschreibung

**Kommentiert [MA48]:** Passive Haltung, jemand übt es aus, Schwäche

**Kommentiert [MA49]:** Empowerment, kraftvoll.

**Kommentiert [MA50]:** Repräsentation, Vorbild. Widerspricht DR

**Kommentiert [MA51]:** Empowerment, Kraft, Stärke

**Kommentiert [MA52]:** Migrationserfahrung relevant

**Kommentiert [MA53]:** Spricht die unbefriedigenden Rezensionen an

**Kommentiert [MA54]:** Kritik der Herkunftsfrage

**Kommentiert [MA55]:** Literatur = Auftrag, Gesellschaft zu reflektieren

**Kommentiert [MA56]:** Berufung

**Kommentiert [MA57]:** Unterdrückung, Rassismus, Aufstieg, Auszeichnung

**Kommentiert [MA58]:** Buch als Ratgeber, Hilfe

**Kommentiert [MA59]:** Biografie verschmilzt mit Beruf

**Kommentiert [MA60]:** Heimat, Zugehörigkeit

**Kommentiert [MA61]:** Postmigranten, wehren gegen Unterdrückung/Angst

**Kommentiert [MA62]:** Empowerment

**Kommentiert [MA63]:** Glück = Erfolg durch Unauffälligkeit

**Kommentiert [MA64]:** Unterdrückung wirkt in Familie hinein

**Kommentiert [MA65]:** Migrationshintergrund wird herausgehoben

Also viel Distanz dazwischen. Also meine Grossmutter, die wirkliche Grossmutter, war schon längstens tot. Meine Eltern schon längstens wieder in Ungarn. Also wieder ein neuer Lebensabschnitt. Ich brauche diese Distanz, um gewisse Dinge verarbeiten zu können. Oder es ist ein Zufall, dass etwas aufbricht. Meine Lebenssituation mit meinem Jungen: Ich habe gemerkt, dass ich die Verbundenheit brauche mit Menschen, die von wo anders her kommen. Dass ich meinem Jungen auch zeigen möchte, dass es verschiedene Welten gibt. Verschiedene Menschen, verschiedene Kulturen, Sprachen. Dass ich mit ihm sehr viele Sprachspiele mache. Also gar nicht so ganz bewusst. Aber eigentlich ihm beibringen möchte, dass es nicht eine Welt gibt und Regeln, die in Stein gemeisselt sind. Sondern dass wir wirklich bewegliche Menschen sind. Dass wir uns verändern können. aber so dieses Bild: Alles, was so starr ist, da habe ich das Gefühl ich bekomme keine Luft mehr. Ich muss mir immer wieder in der Auseinandersetzung mit meinem Sohn selber auch sagen: es ist vieles möglich, wenn wir in Bewegung bleiben.

Kommentiert [MA66]: Identifikation innerhalb Migrantenkreisen

Kommentiert [MA67]: Transkulturalität

Kommentiert [MA68]: Sprache als Mittel der Transkulturalität

Kommentiert [MA69]: Mobilität, Fluidität, Hybridisierung

Kommentiert [MA70]: Kritik der Essentialität als Erstickung

Kommentiert [MA71]: Mobilität, Fluidität

0:36:34.6 CK: Das wären doch unterschiedliche Erfahrungen mit diesem Land. Dragica Rajcic, die unterschiedliche Erfahrungen gemacht hat als Mensch, sag ich jetzt mal, aber auch als Schriftstellerin. Da hat sich einiges doch verändert.

Kommentiert [MA72]: Direkter Verweis auf Migrationsgesellschaft

0:36:53.4 DR: Ja wenn man so sagt: Schweiz. Was ist Schweiz? Also, das muss man immer nach unten buchstabieren. Der krieg in Jugoslawien: es gibt immer die Zeit davor und danach, das ist Zeit der Berliner Mauer. Also die Welt hat sich natürlich verändert. Ich habe 88 mein Buch vorgestellt. Damals gab es eine Linke, auch Schriftsteller. Da habe ich erlebt, dass wenn man sich vorstellt. Das war nur 16 Jahre nach dem Frauenstimmrecht. Als Ausländer gehörte man zu den Lieblingen der Linken. Man musste fast mit Ausländern solidarisch sein. Heute muss das kein Mensch. Es hat sich schon dahin geändert, dass wir uns fragen, wieso sollen wir menschlich sein, wenn man sich schon fragt, was soll das Wort? Wir sind zynischer geworden. Nicht nur in der Schweiz. Damals habe ich sehr viel Solidarität und echtes Interesse gespürt am Ausländersein. Das hat sich dann natürlich, – ich war drei Jahre weg als Journalistin am Anfang vom Krieg, ich bin geflüchtet mit Kindern – das hat sich dann bis 95 für mich abgespielt in einem Raum, wo ich nur humanitäre Hilfe gesammelt hat und sehr aktiv war in der Friedensarbeit. Es gab sehr viele Leute, die geholfen haben. Vor allem ältere Frauen. Die haben sehr konkret Flüchtlingen geholfen. Für mich war das wie eine unreaale Zeit. Mehr Fiktion kann man sich nicht erleben als dieser Krieg. Jetzt in diesen letzten Jahren finde ich, dass wir sind mit 60 Millionen Flüchtlingen auf der Welt in einer ganz anderen Phase, wo ich eben gar nicht mehr weiss, wie diese Veränderung wirklich sozusagen zu bewerkstelligen ist. Man sucht eine Sprache, die Sprache ist gar nicht dem gewachsen. Und trotzdem muss man's. Du hast das angesprochen: in diese Zwiespalt. Ich

Kommentiert [MA73]: Historie

Kommentiert [MA74]: Stellt den Jugoslawienkrieg in direkten Zusammenhang mit der Schweizer Geschichte

Kommentiert [MA75]: Ethnisierung, Maskottchen

Kommentiert [MA76]: Kritik an Ausländerfeindlichkeit als unmenschlich

Kommentiert [MA77]: Solidarität, Akzeptanz

Kommentiert [MA78]: Flucht, Hilfe

Kommentiert [MA79]: Flucht, global betrachtet

Kommentiert [MA80]: Überforderung mit Migration

Kommentiert [MA81]: Unvermögen

möchte nicht über Migration reden, obwohl ich in zeitgenössischer Migrationskommission sitze und genug Vorträge von Leuten von Oxford höre über neue Migrationen auf der Erde. Aber dann kommt man raus und weiss nicht. In Österreich leben sie in Zelten. Die Schweiz will Grenzen zumachen. Ich bin selber Flüchtling mit drei Kindern gewesen. Das tut mir so ein ungeheurer Schmerz verursachen. Ich weiss nicht welche Worte. Ich habe in einem Gedicht geschrieben: Kein Wort ist Wortes wert, wenn es nicht unter Haut wie Fegefeuer wächst. Aber dieses Fegefeuer sollte eine Erläuterung bringen. Und ich sehe keine Taten hinter diesen Worten. Darum es ist schwierig, diese Veränderung geht zum besten. Natürlich es gibt Schlagworte, wo ich sagen kann: wir sind multikultureller geworden, wir essen alles Gott weiss was. Es geht nicht darum. Wir sind auch viel nationalistischer geworden.

MA: Das wollte ich auch sagen. Es passiert auch, dass viele Flüchtlinge, aber... ich habe in den letzten paar Monaten viel recherchiert über den ersten Weltkrieg, weil ich einen Essay geschrieben habe über 1914 in Zürich. Die Stimmung in der Bevölkerung. Ich war sehr erschüttert, was ich da erfahren habe. Und ich hatte das Gefühl, es gibt wirklich Strukturen und Wandel. Das Gefühl, dass man an ähnliche Phänomene herangeführt wird. Aber was sich wirklich auch ändert. Diese Entstehung des Nationalismus. Vor dem Ausbruch des 1. Weltkrieges, das war so stark. Das habe ich in Quellen gefunden. Das hat mich so erdrückt. wirklich. Dieses Gefühl von Hass. An Emotionen gekoppelt. Und was jetzt in Ungarn passiert. Das ich mehr mitbekomme als andere Menschen, die hier leben. Über meine Eltern, die einen Teil ihres Jahres da verbringen. Also dieses Erstarren des Nationalismus und gleichzeitig mit diesen vielen Flüchtlingen. Menschen, die auf der Flucht sind. wo wir unser ganzes Denkgebäude, das nicht mal fähig ist, differenzieren will. Was ist ein Flüchtling? Was ist ein Ausländer? Menschen, die Asyl suchen. Dieser Begriffsalat. Wo man sich politisch die Mühe machen müsste, einfach mal zu sagen: hey wir sind sorgfältiger mit den Worten. Dass man da immer diese Schlechtigkeit von Wörtern, die einfach da ist. Die mich so wütend macht. Ich finde schon als Künstlerin und als Bürgerin dieses Landes möchte ich sagen: he bitte, hört auf, so undifferenziert zu sprechen. Das finde ich einen Hohn. Das kann man offen sagen: so geht das nicht. Ich finde schon, dass wir als Schreibende auf der Ebene der Sätze und der Worte sehr viel sagen können. Und auch müssen. Ich muss das einfach, ...Ich will das für mich beanspruchen. Und natürlich wir müssen auch gehört werden. Aber ich meine die Politiker! Die tun das nicht. Die sind nicht dazu da, oder sie können das nicht so mit den Worten sensibilisieren. Dass man auch die Taten daraus ableiten könnte.

Kommentiert [MA82]: Worthülsen

Kommentiert [MA83]: Dieses Wir gilt wohl über die Grenzen hinaus

Kommentiert [MA84]: Transnationales Verständnis dieser Emotionen. Nicht an eine nationale Gesellschaft gebunden

Kommentiert [MA85]: Ignoranz

Kommentiert [MA86]: Kritik an Unfähigkeit, Migrationsgesellschaft zu denken.

Kommentiert [MA87]: Problem auf Sprach/Wortebene

Kommentiert [MA88]: Undifferenziertheit der Sprache, der Benennung

Kommentiert [MA89]: Widerstand

Kommentiert [MA90]: Empowerment, Kraft/Macht der Literatur. Machtdiskurs

Kommentiert [MA91]: Diskursmacht



0:43:03.0 CK Worte, die unter der Haut brennen wie im Fegefeuer. Das wäre schon eine sehr grosse Aufgabe in der jetzigen Situation. **Das Wort zu ergreifen**. Die Frage hat Melinda Nadj Abonji aufgeworfen. **Werden sie gehört?**

Kommentiert [MA92]: Macht, aktive Handlung, Agency

Kommentiert [MA93]: Sichtbarkeit/Hörbarkeit

0:43:24.8 DR Ich glaub schon. Man muss glauben, dass man gehört wird.

0:45:10.0 DR Ich habe noch kein Stimmrecht. **Man hat mir gesagt, man muss mich zwangseinbürgern.**

Kommentiert [MA94]: Legitimität von aussen

0:45:42.5 DR **Jeder muss gehört werden, auch wenn er kein Sprachkolonialismus betreibt.**

Kommentiert [MA95]: Sichtbarkeit, Hörbarkeit

Schreiben ist immer eine Distanz. Ich habe viel Gedichte geschrieben, bis ich gesehen habe es langt nicht. Ich **möchte längere Texte schreiben. Damit ich besser gehört werde.**

Kommentiert [MA96]: Umgekehrte Kolonialisierung, Postkolonialität

Kommentiert [MA97]: Textsorte = Hörbarkeit

0:46:18.0 CK **Dieses gehört werden, das verbindet sie ja beide. Dieser Wille gehört zu**

Kommentiert [MA98]: Gehört werden

**werden.** Ist es da hilfreich, wenn man gewissermassen zwei Sprachen und zwei Erfahrungen zur Verfügung hat? Wenn man eine, ich sage mal, **duale Vergangenheit hat.** Und wenn man sich **zweier Sprachen** bedienen kann?

Kommentiert [MA99]: Interkulturelle Kompetenz, Mehrsprachigkeit

Kommentiert [MA100]: Hybridität

0:46:40.1 MA Ich glaube man kann sich Sprachen nie bedienen. **Sprachen beherrscht man nicht.** Das ist ein komisches Bild. Ich besitze sie nicht. Zu sehen, was Sprache auch nicht

Kommentiert [MA101]: Kritik an einer ev. Kolonialen Haltung

vermag, ist wahrscheinlich das grösste Glück für die Sprache selber. Dass man weiss, wo die Sprache aufhört. Wo die eine überhaupt nicht die andere Sprache ist. **Dass wir immer schon übersetzen,** das gehört zu meiner Erfahrung als Kind. DasS ich gemerkt habe: **ja, ich hatte eine Sprache, aber die taugt nicht. Also ich werde nicht verstanden. Also ist das stumm sein.** Also **dieses schweigen, einfach zuhören ist viel elementarer als das Gefühl ich besitze Sprache oder ich habe Sprache. Ich höre immer die Stimmen der Menschen ganz lange Zeit.**

Kommentiert [MA102]: Transkulturalität, Hybridität

Kommentiert [MA103]: Sprache = Mittel der Teilhabe.

Kommentiert [MA104]: Hören als erworbene Kompetenz derer, die die Sprache nicht können/stumm sind. / Aussenblick auf die Leute, weil man nicht teilhat

Etwas, das ich nie vergessen. Wenn ich jemanden gehört habe, dann ist das so gespeichert in meiner Erinnerung. Das ist das, was Literatur auch ausmacht. **Ich höre die Stimmen der Menschen und eigne sie mir in einer gewissen Weise an** und lasse sie auch wieder gehen.

Kommentiert [MA105]: Appropriating Art

Dieses hören, das Ohr....ich finde das Ohr das wichtigste Organ fürs Schreiben. Da ist das Schweigen und das Stummsein auch wirklich integraler Bestandteil. Und das ist meine Sprachphilosophie. Aber ich liebe auch Koselleck, der Philosoph der Begriffsgeschichte.

0:49:17.7 DR: Bis ich in die Schweiz kam, hab ich schon geschrieben. Eine andere Poetik.

Kommentiert [MA106]: Fremdheit

Ich war geschult an kroatische Dichtung. Was für mich als Möglichkeit in einer **fremde Sprache hat etwas Unschuldiges.** Diese Geschichte der Wörter kenn ich nicht, will ich gar nicht kennen. In meiner Sicht, liegt **der fremde Blick auf meiner Sprache.** Natürlich, wenn es dann Doktorarbeiten gibt über mich, sieht das der Betreffende nicht. **Man müsste eigentlich die beiden Blicke vereinen, um zu sehen.** Und das merke ich immer bei Diskussionen, wenn

Kommentiert [MA107]: Aussenblick

Kommentiert [MA108]: Fremder Blick

Kommentiert [MA109]: Hybridität

es so gute Geister gibt, die mich lektorieren. Für mich ist das eine ganz logische Sicht der

Dinge, der Welt. Weil ich erkläre dann, was bedeutet das in der Sprache in der ich... es ist eine **Liebesgeschichte zwischen kroatisch und deutsch**. **Am Ende für Leser ist das eine Schmerzensgeschichte** weil er liest nur das, was ihm missfällt. Jetzt habe ich einen Brief aus Ungarn bekommen von einer Germanistin. Bei Dragica gibt es eine **Beschleunigung in Bildern** und **Entschleunigung von jedem Wort**, das man sieben Mal liest und die gehen nicht weiter. Dieses **Nicht-Ertragen ist das, was mir mit deutsch passiert**. Ich muss viel länger nachdenken, um die Sätze mühsam zu bauen. Viele Leute sagen, sie lieben meine Betonung. Auch in dieser Sendung: die Stimme ist unser Verräter, **dass wir nicht dazugehören**. **Und das tut mir weh.**

Kommentiert [MA110]: Zwischenraum, Hybridität,

Kommentiert [MA111]: Der Leser ist unfähig, es zu verstehen. Ignoranz

Kommentiert [MA112]: Überforderung, Unvermögen Eindrücke in Sprache auszudrücken

Kommentiert [MA113]: Das Ungemütliche an der Vielheit von Sprache und Kultur

Kommentiert [MA114]: Exklusion durch die Stimme

0:51:51.9 CK: Melinda Nadj Abonji, was wünschen sie Dragica?

0:52:06.6 MA **Dass die Stimme uns verrät. Es wäre schön**, wenn das kein Verrat ist. **Die Sicht einer zweiten Generation auf die erste Generation. Die Stimme und die Fehler sind ein Reichtum. Für mich ist das belebend**. Nicht wie ein Tier, das man im Zoo anschaut, sondern von innen belebend.

Kommentiert [MA115]: Anerkennung

Kommentiert [MA116]: Vielheit, Transkulturalität

## Auswertung

### 1 Gesamteindruck

Der Beitrag spricht viele Diskursfelder an, jedoch nie direkt die Migrationsgesellschaft. Der Lead exponiert bereits die dominanten Diskursstränge: Glück, Erfolg und Migration – und wie sie zusammenhängen. Auffällig ist, dass der gesamte Beitrag sehr nahe beim Werkzeug der Autorinnen – den Wörtern und der Sprache – bleibt. Auch andere Themenfelder wie etwa Flucht oder Politik werden durch die Linse der Sprache betrachtet. Durch die Sprache als Vehikel wird denn auch die Normalität der Migrationsgesellschaft dargestellt. Es zeigt sich, dass beide Autorinnen das verkörpern, was per Definition die Migrationsgesellschaft ausmacht („Übertragung beispielsweise von Lebensweisen, Biographien und Sprachen in die neue Gesellschaft, ihre Modifikation als Folge von Wanderungen, Entstehung von Zwischenwelten und hybriden Identitäten) → Kap. 2.1

Somit hängen viele Aussagen zur Migrationsgesellschaft mit biografischen Referenzen zusammen, die behelfsmässig verwendet werden, um ein Phänomen zu erklären. Durch die Wahl der Gesprächsteilnehmerinnen wurde bereits eine „normale“ Haltung zur Migrationsgesellschaft vorausgesetzt.

### 2 Diskursposition

Die beiden Subjekte des Beitrags – die Autorinnen – werden gleichzeitig auch Autorinnen des Gesprächs. Der Kontext-Autor überlässt den Verlauf des Gesprächs den beiden Subjekten, bleibt im Hintergrund und fragt gelegentlich nach; setzt in wenigen Fällen den Fokus auf Themen. Das Gespräch findet in einem gesellschaftskritischen Raum statt – gegeben durch das Format der Sendung, wie auch dessen Thema. Es wird klar, dass sich alle drei SprecherInnen in vielen Punkten einig sind. Eine Ausnahme bildet die Frage der Repräsentation: Während Nadj Abonji gerne Repräsentantin für eine jüngere Generation ist, empfindet Rajcic dies als äussere Zuschreibung – denn sie möchte nichts anderes sein als Dichterin. In dieser Uneinigkeit zeigt sich das grosse Dilemma, das diese Arbeit untersucht, sehr deutlich: Rajcic hat eine Vorstellung von Abweichung und Normalität. Ihre Abweichung besteht etwa in der Stimme, die sie als Migrantin verrät. Abonji hingegen wünscht der anderen sogar zum Schluss, dies nicht als Verrat zu sehen, sondern als Reichtum – als eine Art neue Normalität – zu anerkennen.

3 Themen der im Artikel angesprochene Diskursfragmente

Deutlich mehrfach angesprochene oder herausgehobene Fragmente sind markiert:

**Unterdrückung (4)**

Rassismus (2)

Aufstieg (3)

**Repräsentation (4)**

Anerkennung (2)

Aneignung (1)

Instrumentalisierung (2)

**Erfolg (7)**

**Hybridität (6)**

Essentialismus (1)

Postmigration (2)

Ignoranz (3)

Glück (2)

**Sichtbarkeit / Hörbarkeit (6)**

**Transkulturelle Sprache/Transkulturalität (7)**

Transnationale Geschichte (2)

Postkoloniale Kritik (3)

**Fremdzuschreibung / Fremder Blick (4)**

**Macht-/ Ohnmachtspositionen/ Agency (6)**

Heimat (2)

**Stimme / Sprache (7)**

Herkunft (2)

Mobilität (4)

Kosmopolitismus (1)

Bildung (1)

Exklusion (2)

**Kategorisierung/ Schubladisierung/Etikettierung (5)**

Konflikt (1)

Fluidität (2)

**Empowerment/Kraft/Stärke (5)**

Macht der Kunst (2)

Inklusion (1)

Identität (2)

Solidarität (1)

Flucht (2)

4 Mögliche weitere Gruppierung der dominanten Diskursstränge:

Postkoloniale Diskursstränge

Unterdrückung (4)

Repräsentation (4)

Sichtbarkeit / Hörbarkeit (6)

Kategorisierung/ Schubladisierung/Etikettierung (5)

Stimme / Sprache (7)

Fremdzuschreibung / Fremder Blick (4)

Empowerment-Diskursstränge

Empowerment/Kraft/Stärke (5)

Macht-/ Ohnmachtspositionen/ Agency (6)

Kulturelles Potenzial

Erfolg (7)

Transkulturelle Sprache/Transkulturalität (7)

Hybridität (6)

Weitere Dominante Aussagen und mögliche Referenzen:

- Unauffälligkeit = Erfolg/Glück
- Staat = Ohnmacht, das Subjekt wird passiv dargestellt.
- Kulturelles Subjekt = Aktiv, Macht ergreifen, Diskurs dominieren
- Erfahrungen als Schweizerinnen gehen immer über die Landesgrenzen hinaus.  
→ Entangled History, Verflechtungen (Shalini Randeria)
- Postkoloniale Kritik zwischen Hybridität und Subalterne. Autorinnen positionieren sich als Intellektuelle aus subalternen Gruppen<sup>1</sup>
- Eine Stimme haben, Sprache beherrschen, stumm sein, Zuhören, das Wort ergreifen zeigen sich als dominante Bilder, die regelmässig verwendet werden und auch als Rüstzeug einer Schriftstellerin gilt. Es kommt zu einer interessanten Deckung des Kunstschaffens und der Strukturierung des Diskurses.  
→ Die Macht der Literatur. → Begrenzter, doch potenziell machtvoller politische Impact der Kunst. (Art and Visibility in Migratory Cultures)  
→ Wird im weiteren Analyseverfahren genauer geprüft

## Text 2: Chaya von Kathy Zarnegin

Legende

ES: Esther Schneider

JS: Julian Schütt

MG: Markus Gasser

Lead: Vorsicht: Wünsche gehen in der Regel in Erfüllung. Im Roman Chaya allerdings nicht ganz so, wie es sich die Hauptperson vorgestellt hat. Chaya – ein Mädchen aus Teheran - träumt von Amerika und wünscht sich sehnlichst einen Büstenhalter. Diesen kriegt sie irgendwann aber statt in Amerika **lande** sie Ende der 70er Jahre in der Schweiz. Der Roman erzählt wie Chaya als Teenager ohne Eltern in der Fremde aufwächst und in einer völlig neuen Kultur und Sprache ihren Weg als Dichterin findet.

---

<sup>1</sup> Vgl. bspw. hierzu Steyerl, Hito (2012): Spricht die Subalterne Deutsch?

Autor/in: Esther Schneider, Markus Gasser, Julian Schütt  
Format: Literatur im Gespräch (Gesprächsformat), Rezension  
Datum: 29.03.2017

0:43:11.2 JS Ich bin froh, da gibt es auch noch eine andere Welt, als Trennungskinder und Foie-Gras (anm. nimmt Bezug auf die vorher besprochenen Bücher, die von "Bioschweizern" geschrieben wurden) es gibt eine 14-Jährige die ihre ganze Heimat aufgeben muss, die auf einen Schlag die ganze Kindheit los wird, ihre Kultur aufgeben muss, die ihre Sprache aufgeben muss. Und die sich da so völlig neu als 14-Jährige allein in der Schweiz... Und die Schweiz ist nicht das Lieblingsland der Revolutionäre im Iran. Das Land, in dem der Schah Ferien gemacht hat. Etwas schwieriges Terrain, in das sie kommt und in dem sie sich bewegt. Im ersten Teil dieser Geschichte, wo sie schildert dieses Leben in Teheran und dann diese Reise in die Schweiz. Das finde ich sehr überzeugend. Ich hätte mir gewünscht, sie hätte das so durchgezogen bis zum Schluss, aber sie will dann eben leider noch mehr.

Kommentiert [MA117]: Das Fremde als Bereicherung

Kommentiert [MA118]: Die Fremde

Kommentiert [MA119]: Heimat

Kommentiert [MA120]: Kultur wird mit Herkunft gleichgesetzt

Kommentiert [MA121]: Verlust

Kommentiert [MA122]: Gefahr, Problematisierung Migrationsland Schweiz

Kommentiert [MA123]: Migrationserfahrung als Reise

0:44:04.3 MG Für mich ist die Sprache die Hauptfigur, wenn man das als Figur bezeichnen kann in diesem Roman. Sie bringt das ziemlich gegen Ende auf den Punkt. Ich habe drei Sprachen: eine Geistersprache, „das ist meine Muttersprache, die ich eigentlich verloren habe“. Sie spricht sie zwar noch. Aber sie arbeitet nicht dieser Sprache weiter, schon gar nicht literarisch. Das ist die Sprache der Mutter, „die meine Zunge mit Milch und Honig in Beschlag genommen hat“, wie sie sagt mit einem schönen Bild. Und sie hat die Zweitsprache Deutsch, in die sie mit 15 hineinwachsen muss und die ihr ewig defizitär vorkommt. Also eine Krückensprache. Und dann erst noch die Sprache der Nazis, wie sie einmal sagt. Also diese zwei Sprachen, in beiden ist sie nicht richtig zu Hause. Und eine innere Sprache bestehend aus Schwingungen und Stimmungen. Das ist die Sprache der Poesie. Und in diesem Spannungsfeld bewegen sich alle ihre Geschichten, die sie erzählt.

Kommentiert [MA124]: Verlust, Entfremdung

Kommentiert [MA125]: Sprache in der Migrationsgesellschaft

Kommentiert [MA126]: Fremdheit, Heimat

0:45:05.3 ES Man muss auch sagen, Zarnegin stammt aus dem heutigen Iran. Dass ihre sprachliche Herkunft durchdrungen ist von der orientalischen Erzähltradition. Das kommt sehr stark auch in der Art und Weise wie sie dann beschreibt. Sie ist ein Kind des Orients, das sagt sie selber. Sie will Geschichten hören, uferlose Geschichten. Und auch barocke Redewendungen. Wie haben sie das aufgefasst? Wo dringt das für sie am ehesten durch? Diese Erzähltradition?

Kommentiert [MA127]: Abstammung, Herkunft

Kommentiert [MA128]: Ethnisierung, Orientalisierung

Kommentiert [MA129]: Selbst- / Fremdzuschreibung

Kommentiert [MA130]: Abgrenzung zur Schweizer Literatur, Exklusion

0:45:38.9 Also in der ganzen Sprachlichkeit. Dieses Zitat schon, "Meine Zunge mit Milch und Honig in Beschlag nehmen", das ist eine Art blumige Sprache, die sie aber auch ganz bewusst setzt. Weil das ist ja das poetologische Rezept, das sie hat. Also dass sie eigentlich eine europäisierte Orientalin ist und genau so versucht sie Schriftstellerisch tätig zu sein. Also Form und Inhalt in Übereinstimmung zu bringen. Und dann gibt's aber auch sehr witzige und schöne Szene. Einer meiner Lieblingsszenen ist, wo sie in ein Sportgeschäft geht und gar nichts will. Aber weil dieser Verkäufer so gut redet und sie verführt mit Geschichten und sie mit ihm in einen Diskurs über Olivenöl kommt, geht sie am Schluss mit einer sauteuren Jacke aus dem Laden. Und erst noch kanariengelb. Dort kommt dieses ja.. Kulturclash Zusammentreffen zwischen Europäischem und Orientalischem sehr schön rüber.

Kommentiert [MA131]: Sprache mit Herkunft gleichgesetzt

Kommentiert [MA132]: Biografie/Herkunft als Strategie

Kommentiert [MA133]: Kategorisierung, Zuschreibung, Exotisierung

Kommentiert [MA134]: exotisierend

Kommentiert [MA135]: Multikulturalität, Konflikt

0:46:33.4 ES Das ist ja nicht nur das, sondern sie ist auch noch Jüdin. Und es kommt auch sehr viel die jüdische Erzähltradition. Ich sehe das vor allem zum Beispiel, der Versuch auch Philosophisches reinzubringen. Auch reflexiv im Roman zu arbeiten. Das hat eine grosse Tradition, Musil, Hermann Broch, Milan Kundera zum Beispiel. Das ist unglaublich schwierig finde ich. Dass man essayistisch sein kann, dass man philosophisch sein kann in einem Roman und trotzdem dieselbe Sinnlichkeit und die sprachliche Intensität bewahren kann. und ich finde das gelingt ihr vor allem in den ersten Partien sehr gut. Gegen hinten, wo sie dann auch noch so versucht, fast briefromanartige Stellen reinzubringen, überwiegt für mich, dass sie zu viel mir erklärt und zu wenig zeigt. Das finde ich dann immer das Kriterium. Der Roman, der muss mir was zeigen, der muss mir nicht etwas erklären.

Kommentiert [MA136]: Multikulturalität

0:47:40.7 Am Schluss wird's auch sehr episodenhaft mit Scharnieren. Dann taucht sie wieder in eine einzelne Geschichte. Oder diese Bargeschichte, die dann sehr schön ausgearbeitet ist. Und dazwischen ist erzählerischer Kitt. Es verliert die Stringenz, das Zwingende. Ich habe mir öfter notiert: Wo bin ich und wo soll ich hin? Wo will sie mich hinführen. Plötzlich kommt dieses Ehepärchen Eisberg. Natürlich tauchen Menschen plötzlich auf im Leben. Aber warum die in diesem Roman diese Funktion haben müssen, das erschliesst sich nicht. Und deshalb ist meine Quintessenz: Es ist kein Roman, sondern es ist eine Autobiografie, sie folgt der Spur ihres Lebens.

Kommentiert [MA137]: Fokus auf das Biografische, Kategorisierung

Kommentiert [MA138]: Kategorisierung

0:48:27.2 Das wissen wir nicht. Aber ich meine die Struktur ist die einer Autobiografie.

0:48:32.7 Es mir ging es ähnlich. Der erste Teil ihrer Kindheit, wo sie wunderschöne Bilder bringt. Der Osten ist Tee und Zeit, der Westen ist Arbeit. Bei der zweiten Hälfte, wo es dann in diese Stadt..., vermutlich Basel. Es muss Basel sein. Was ich da ein bisschen schräg fand, war die Beschreibung der Kulturszene. Für meine Begriffe übertrieben. Sie haben diese Familie angetönt, das ist eine reiche Familie, wahrscheinlich Kunstmäzene, die sie

Kommentiert [MA139]: Fremder Blick, exotisch

Kommentiert [MA140]: Übertreibung des Fremden wird nicht kritisiert, des Eigenen schon

auch unterstützten mit einer Sprachschule, geben ihr einen Job. Und da gibt es so Kulturanlässe und das ist dann wie sehr überspitzt dargestellt. Da bricht für mich die Geschichte auseinander.

Kommentiert [MA141]: Wirkt von oben herab

Kommentiert [MA142]: Wenn das Eigene beschrieben wird

0:49:27.9 Ja, ich bedaure das wirklich, dass sie nicht bei ihrem eigentlichen Thema geblieben ist. Weil das ist wie ein neuer Roman, den sie aufmacht. Ich kann mir vorstellen, was Kathy Zarnegin wollte, sie will eben gerade nicht nur so eine simple Flüchtlings- oder Vertriebenengeschichte erzählen, sondern sie will eben auch ihre eigene Geschichte als Lyrikerin hineinverarbeiten, obwohl sie keine Gedichtagentur wie diese Heldin in diesem Buch. Aber sie möchte das natürlich hineinbringen und verarbeiten und ich finde auch, das sind wie zwei Stränge, die für mich nicht so ganz zusammengehen. Es hat immer wieder einzelne sehr schöne Sequenzen. Diesen Brief an David, wie es ist als Fremde. Wie man als Fremde in dieser Kulturschickeria oder überhaupt hier wahrgenommen wird, solange man den Exotikbonus hat, ist man akzeptiert und ist alles gut. Aber sobald man gleichgestellt sein möchte, kommt der Hass. Sie schreibt das wirklich krass. Sobald man gleich sein will wie die Einheimischen, wird man gehasst. Das sind immer wieder schöne Perlen, die sie da ausarbeitet. Aber die stehen wie vereinzelt. Das ist typischerweise ein Brief. Stehen vereinzelt in diesem grossen Erzählfluss, von dem man nicht so recht weiss, wo er eigentlich hingeht.

Kommentiert [MA143]: Ihr Thema = Migration/Orient, Zuschreibung

Kommentiert [MA144]: Objekt/Subjekt

Kommentiert [MA145]: Abgrenzung der Geschichte der Autorin von der Gesellschaft, Exklusion

Kommentiert [MA146]: Fremdsein von Interesse, Fremder Blick

Kommentiert [MA147]: Gleichstellung, Rassismus

Kommentiert [MA148]: Distanzierte Haltung zum Rassismusbegriff

0:50:51.5 ES: David einer ihrer Liebhaber, sie hat mehrere Männer zur Seite, sie hat gesagt sie möchte gleichgestellt sein. Das gilt auch als Frau. Einerseits als Ausländerin, andererseits als Frau. Der Feminismus ist auch ein Thema in diesem Roman. Habt ihr das auch gemerkt?

Kommentiert [MA149]: Gleichstellung

Kommentiert [MA150]: Fremde

MG: Nie so aufgesetzt wie bei Simone Meier. Das ist wirklich sehr dezent und subtil an dieser Kulturgemeinde, die da irgendwie zusammenkommt, wie die Leute sprechen. Das ist subtil gezeichnet. Nicht so mit dem Schlaghammer.

0:51:35.9 ES: Der Kulturattaché, der mit ihren Brüsten redet statt ihr...

0:51:40.4 MG: Ja genau, das ist trotzdem eine Realität. Vom Inhalt her ist das genauso krud, aber sie entlarvt diesen Machismus subtiler.

0:51:54.5 Würdet ihr sagen, dass... ist es eine ... was ist dieser Roman? eine Art autobiografischer Briefroman? Oder autobiografischer Erzählroman?

Kommentiert [MA151]: Einordnung, Kategorisierung

0:52:10.9 Für mich ist es von der Struktur her eine Autobiografie. Es tauchen immer neue Figuren auf. Es verschwinden Figuren. Es ist ein Stationendrama von Ort zu Ort. Aber es fehlt die Klammer. Ausser, dass Sprache und diese Kulturunterschiede und Sprachunterschiede, das ist die grosse Klammer.

Kommentiert [MA152]: Kultur = Herkunft



0:52:32.7 Ich würde das einen sprachphilosophisch anmutender Roman nennen. Es ist ein Roman, natürlich. Ein Roman, in dem halt einfach nicht alles aufgeht, soll wohl auch nicht alles aufgehen. Sie will diese Brüche, sie will auch, dass nicht alle Figuren sich so durchziehen. Das ist ganz sicher ihre Absicht. Was ich ein bisschen bedaure, ist, dass sie so mit der Sprache so im Fokus hat, dass das Lektorat nicht subtiler war. Dass man ihr nicht Wendungen, so verbrauchte Wendungen. Dorn im Auge, auf Eis gelegt, so abgebrauchte Wendungen, dass man die ihr nicht rausgenommen hat. Das finde ich schade. Das trübt diese wirklich starke **Auseinandersetzung mit Sprache**, die sie macht.

## Auswertung

### 1 Gesamteindruck

Eine starke Auseinandersetzung mit Sprache ist sichtbar – es werden dabei Instrumente der Literaturkritik angewendet. Die Migrationsgesellschaft wird an mehreren Stellen als Anormalität behandelt ("sie muss ihre Kultur aufgeben", "Kulturclash"). Es wird ein Bild von in sich geschlossenen Kulturen gezeichnet – weit weg von einer Vorstellung von Hybridität oder Transkulturalität. Somit wird auch eine Dualität der Autorin hervorgehoben, wobei das, möglicherweise Kosmopolitische in der Schweizer Literatur keine Blickrichtung auf das Werk zu sein scheint. Einerseits wird das Fremde ästhetisiert, hochgehoben, als sinnlich bezeichnet. Andererseits hat das Eigene, oder womöglich das „Europäische“ der Autorin keinen Platz in der Besprechung. Oder es wird zum Hauptkritikpunkt: Übertreibungen in der Beschreibung der Schweizer Kulturszene werden kritisiert, während starke Orientalisierungen und der Aussenblick auf die Schweiz als positiv bewertet werden. Der Autorin wird die Kompetenz der Migrantin („ihr Ding“) zugeschrieben, aber nicht jene der Lyrikerin. Auffallend ist, dass an drei Stellen über das Genre des Werks diskutiert wird und der Roman unter Verdacht gestellt wird, eine Autobiografie zu sein.

### 2 Diskursposition

Die Rezensenten haben einen distanzierten Blick auf die Autorin. Es kommt zu Mutmassungen und Festschreibungen, die Grundlage für eine Bewertung sind. Insbesondere ein ethnisierender Kulturbegriff scheint an vielen Stellen durch – unter anderem auch durch das verwendete Vokabular („Kulturclash“). Die Autorin wird beschrieben als das, was der Literaturwissenschaftler Jürgen Link als Faszinationstyp der Nicht-Normalen Fahrt nennt.

3 Themen der im Artikel angesprochene Diskursfragmente

Deutlich mehrfach angesprochene oder herausgehobene Fragmente sind markiert:

**Fremdheit/Fremder Blick (6)**

Heimat (3)

Kulturbegriff essentialistisch (3)

**Verlust / Konflikt / Gefahr (4)**

Mobilität (1)

Entfremdung (1)

Sprache (1)

**Herkunft / Abstammung (4)**

Ethnisierung / Orientalisierung (3)

**Zuschreibung / Kategorisierung (6)**

Exklusion / Abgrenzung (3)

**Biografie (4)**

Exotisierung (3)

Multikulturalität (2)

Gleichstellung (2)

Rassismus (1)

**Text 3: Critical Whiteness**

Legende

M: Moderation

DW: Dagmar Walser

AR: Anta Helena Recke

Titel: «Critical Whiteness»: Ist das Theater weiss?

Lead: Weisse Schauspieler und Schauspielerinnen sind auf den deutschsprachigen Theaterbühnen die Norm. Doch weshalb ist das eigentlich so? Und warum fällt es uns nur dann auf, wenn dieser «Normalfall» in Frage gestellt wird? Es sind kulturelle Traditionen, historische Entwicklungen, Gewohnheiten. Und es hat auch mit Rassismus, Privilegien und Weissein zu tun. Denn weshalb sollten Hamlet und Gretchen nicht von einem Schwarzen Schauspieler oder einer schwarzen Schauspielerin dargestellt werden können?

Untertitel<sup>2</sup>: Schwarzkopie: **Wenn das Theater plötzlich neben sich steht**

Lead: Für die einen ist es die politischste Inszenierung der Spielzeit, für andere ist das Projekt (künstlerisch) gescheitert: An den Münchner Kammerspielen hat die afrodeutsche Regisseurin Anta Helena Recke eine bestehende Inszenierung bis ins Detail kopiert, aber

<sup>2</sup> Der Beitrag ist Teil einer dreiteiligen Sendung

mit schwarzen Schauspielern und Schauspielerinnen besetzt. Diese «Schwarzkopie» hat heftige Diskussionen ausgelöst über institutionellen und strukturellen Rassismus und die Frage, weshalb eigentlich die meisten Schauspielensembles homogen weiss sind.

Autorin: Dagmar Walser  
Format: Gespräch  
Datum: 7. März 2018

Anmoderation:

0:00:28.4 M: Ist das Theater weiss? Und ist das Rassismus?

Kommentiert [MA153]: Rassismus, framing

0:00:56.8 DW: Das deutschsprachige Theater ist nicht weniger rassistisch als andere Kunstsparten. Wir leben in einer Gesellschaft, in der es Rassismus gibt. Alltagsrassismus.

Kommentiert [MA154]: Rassismus

0:00:59.6 Eine Gesellschaft, die von kolonialen Strukturen profitiert hat und noch profitiert.

Kommentiert [MA155]: Kolonialismus/Postkolonialismus

0:01:09.2 Eine Gesellschaft, die sich stark verändert hat in den letzten Jahrzehnten. Und eine Gesellschaft, die nicht ausschliesslich weiss ist.

Kommentiert [MA156]: Verweis auf Migrationsgesellschaft

Hauptteil

0:01:19.0 M: Und diese sind auf den Theaterbühnen nicht angemessen vertreten?

DW: Genau, gerade im Stadttheater sieht man selten nicht-weisse Schauspieler und wenn, dann sind sie oft sehr stereotyp besetzt. Sie spielen dann eben nicht den Hamlet oder eine andere Hautrolle sondern sie spielen Nebenrollen. Sie spielen die Schurken, sie spielen Hausangestellte, sie spielen das Klischee. Das ist im Film ja oft ähnlich. Und was dahintersteht, hat eben nicht mit Können oder Talent zu tun, sondern mit der Vorstellung, dass schwarze Schauspieler nur schwarze Charaktere spielen können, wo das umgekehrt für Weisse eben nicht gilt. Ich glaube, da wird's interessant, weil sich da eben rassistische Denkstrukturen zeigen, die ganz tief in unserer Wahrnehmung verankert sind.

Kommentiert [MA157]: Stereotypisierung

Kommentiert [MA158]: Platzzuweisung

Kommentiert [MA159]: Rassismus

0:02:06.3 M: Wird dieser Umstand denn im Theater selber reflektiert und zum Thema gemacht?

0:02:11.8 DW: Ja klar, das Theater ist ja ein Medium, das sehr vieles reflektiert. Vor allem auf der Bühne. Vielleicht weniger in den Strukturen, die in den meisten Häusern alles andere als wirklich divers und durchmischt sind. Und dann gibt's auch immer wieder Anlässe, Skandale, Aufregungen, die das Thema in die Aufmerksamkeit und die Öffentlichkeit bringen. Vor 5, 6 Jahren gab es *blackfacing*-Fälle an Theatern in Berlin aber auch in der Schweiz. *Blackfacing*, das ist, wenn weisse Schauspieler sich schwarz schminken, um Schwarze zu spielen. Das ist eine rassistische Praxis, die auf die Unterhaltungsshows, die im 19. Jahrhundert vor allem im Norden der USA stattgefunden haben, zurückgehen. In denen sich Weisse eben sehr stereotyp und diskriminierend über Schwarze lustig gemacht

Kommentiert [MA160]: Diversity

Kommentiert [MA161]: Skandal

Kommentiert [MA162]: Rassismus

Kommentiert [MA163]: Stereotypisierung

haben. Damals hatte sich in Berlin ein Netzwerk von Theaterschaffenden und Aktivisten gebildet, die nannten sich „Bühnen-Watch“, und haben eben sehr laut auf diese Praxis aufmerksam gemacht und klargemacht, dass es heute nicht mehr geht. Die Theater haben sich erbost und sich gegen den Rassismus-Vorwurf gewehrt. Die Debatte wurde sehr laut und emotional geführt. Rückblickend glaube ich, dass das damals viele wirklich sensibilisiert hat. Und das ist ja immer der Anfang des Wandels und einer Reflexion.

Kommentiert [MA164]: Widerstand

0:04:20.4 DW: Die ersten Theaterkritiken, die zu diesem Abend erschienen sind, waren nicht nur vernichtend negativ sondern in ihrer Argumentation latent rassistisch. Die Süddeutsche etwa titelte: „Schwarz allein genügt nicht“. Die Kritikerin stellte dann in ihrem Text fest, dass die Hautfarbe für das Bühnengeschehen völlig irrelevant sei, um fortzufahren, dass die Darsteller gar nicht so schwarz seien.

Kommentiert [MA165]: Rassismus

0:04:45.5 M: Also aussagen mit etwas Schlagseite?

0:04:47.5 Ja, wobei mir wichtig ist, dass es nicht um Kollegenschelte geht. Ich weiss genau, wie schwer es oft ist, über Nacht die Eindrücke eines Theaterabends zu fassen zu kriegen.

Aber die Süddeutsche Zeitung war nicht die einzige, die solche rassistischen Denkmuster in der Argumentation benutzte. Da wird sichtbar, was uns meistens gar nicht auffällt.

Kommentiert [MA166]: Alltagsrassismus

0:06:20.8 Es gibt auch einige Texte, die der Inszenierung gerechter wurden, sie wurden eigentlich fast gefeiert. Und ist mittlerweile zu Festivals eingeladen. Zu radikal jung in München und auch nach Berlin ans renommierte Berliner Theater treffen.

Gespräch Dagmar Walser und Recke

0:07:38.2 AR: Naja, es ist natürlich so, dass man in so einer grossen Kulturinstitution sich schon wundert, dass unter ca. 350 Mitarbeiter\*innen fast keine nicht-weissen Mitarbeiter\*innen da sind. Und vor allem auf der Repräsentationsebene innerhalb des Ensembles, das ja das Gesicht eines Theaters und auch irgendwie einer Kulturwelt ist. Das ist eine sehr laute Abwesenheit.

Kommentiert [MA167]: Diversity

Kommentiert [MA168]: Repräsentation

Kommentiert [MA169]: Unsichtbarkeit

DW: ...die Recke umtreibt und in ihrer Abschlussarbeit thematisieren wollte.

0:08:17.8 AR: Da fehlte einfach was, und das schien aber nicht so vielen anderen Menschen aufzufallen. Und dann habe ich mich gefragt, wie könnte man das denn thematisieren.

Kommentiert [MA170]: Ignoranz

0:08:34.7 DW: Wie sichtbar machen, was den meisten gar nicht auffällt, weil es der Norm entspricht, normal zu sein scheint.

Kommentiert [MA171]: Unsichtbarkeit

Kommentiert [MA172]: Normalität

0:09:01.9 DW: In der bildenden Kunst nennt man dies *Appropriation Art*. Im Theater ist erstaunlicherweise noch niemand auf diese Idee gekommen.

0:09:04.4 DW: Und bei aller Systemkritik, die dieses projekt unmissverständlich sichtbar macht, zeichnet es die Münchner Kammerspiele unter Matthias Lilienthal aus, das Reckes Konzept auch tatsächlich umgesetzt wurde. Mit kleinem Budget zwar und kurzer Probezeit und mir nur wenigen Aufführungen.

0:09:24.0 AR ...An den Münchner Kammerspielen eben diese interessante Mischung zusammen kommt, wo es ein künstlerisches Leitungsteam in einem grossen renommierten Stadttheater gibt. Das die Lust hat, **sich vorzuwagen und Experimente zu machen**. Und ein neues Stadttheater vorzudenken und gleichzeitig eine sehr Traditions-affine Stadt wie München. Und das entsprechende Publikum dazu. Diese Mischung ist für so eine Idee der ideale Ort, um sich zu entfalten, weil einerseits **eine gewisse Freiheit gegeben** wird und andererseits aber **durch den Standort und das Publikum auch die harte Realität dann da drauftrifft**. Also es ist nicht, dass da nur andere experimentelle Theatermacher im Publikum für dieses Stück waren. Das war das alteingesessene Münchner-, teilweise Abopublikum auch.

Kommentiert [MA173]: Empowerment, Experiment, Wagnis

Kommentiert [MA174]: Chancen

Kommentiert [MA175]: Realität = keine Migrationsgesellschaft

0:12:58.7 AR: **Die Zeiten ändern sich**. Es sind vor 20, 30 Jahren viel weniger Leute (anm. schwarze Schauspieler\*innen) darauf gekommen, eine Schauspielkarriere einzuschlagen. **Viele sind auf dem Weg hängengeblieben oder haben aufgegeben, weil es zu schwierig war, zu aussichtslos erschien.**

Kommentiert [MA176]: Veränderung

Kommentiert [MA177]: Unterdrückung

0:13:52.2 AR: Ich hatte das Gefühl..., für alle Beteiligten... in dem Moment, wo wir uns zum ersten Mal getroffen hatten und hier in den Kammerspielen im Raum sassen. **Dass jeder für sich auf eine Art und Weise davon überwältigt war. In so einem Raum mit nur schwarzen Menschen zu sein. Also ich glaube die wenigsten von uns haben das tatsächlich vorher schon mal erlebt. Also, ganz grundsätzlich in ihrem Leben. Was das so auslöst.**

Kommentiert [MA178]: Empowerment, Emotional

0:13:56.6 DW: Reckes Inszenierung ist bislang nur gerade drei Mal gezeigt worden. Hat aber schon **viele Diskussionen ausgelöst und wurde zu renommierten Festivals eingeladen** - etwa dem Berliner Theatertreffen. **Dabei waren die ersten Theaterkritiken mehrheitlich vernichtend ausgefallen**. Damit habe sie gerechnet, sagt Anta Helena Recke.

Kommentiert [MA179]: Relevanz, Gesellschaftskritik

Kommentiert [MA180]: Erfolg

Kommentiert [MA181]: Verkannte Künstlerin

0:14:25.2 AR: Also ich habe vor allem mit den sehr negativen Texten und Rezensionen gerechnet. Da war ich tatsächlich überhaupt nicht überrascht. Zum Beispiel aus der

Süddeutschen Zeitung oder der Neuen Zürcher Zeitung. Die fast gar nicht darauf eingegangen sind, was eigentlich gemacht wurde, sondern sehr schnell waren darin, eigene Thesen zu formulieren, was meine Absicht gewesen sei. Um dann festzustellen, dass das mir misslungen ist. Und auch sozusagen übergreifend in fast jeder Kritik, bis auf eine, in guten sowie schlechten, wurde die Frage verhandelt, ob unsere Inszenierung professionell sei oder nicht.

Kommentiert [MA182]: Kritik am Paternalismus

0:15:15.2 DW: Eine Frage, die halt auch wiederum aufzeige, dass viele schwarze, deutsche und professionelle Schauspielerei nicht zusammendenken wollen.

Kommentiert [MA183]: Qualität / Erfolg

Kommentiert [MA184]: Setzt hier wieder Rassismuskurs

Kommentiert [MA185]: Erfolg

0:15:24.8 AR: Ich glaube nicht, dass jemals ein Stück, das im grossen Saal der Münchner Kammerspiele gezeigt wurde, unter dem Gesichtspunkt, ob es professionell sei, diskutiert wurde. Und es ist sehr interessant, dass unser Stück, das diese selbstbewusste nicht-weise künstlerische Position darstellt, unter diesem Gesichtspunkt in allen, also auch den positiven, Kritiken besprochen wurde. Und das zeigt nämlich, dass wann immer man als nicht-weise Person professionell auftritt, die Professionalität erstmals in Frage gestellt ist oder zur Disposition steht. Und das ist immer ein Moment von „sich beweisen müssen“ gibt. Egal ob die Position, die da auftritt selber dieses Gefühl hat oder nicht.

Kommentiert [MA186]: s.o.

Kommentiert [MA187]: Einseitiger Blick

Kommentiert [MA188]: Professionalität, Unterdrückung

Kommentiert [MA189]: Erfolg, Aufstieg

Kommentiert [MA190]: Subjekt/Objekt

0:16:14.2 DW: Auch das eine Erfahrung, die Anta Helena Recke nur zu gut kennt.

0:16:18.0 AR: Das war mir alles völlig klar, denn ich lebe ja in dieser Gesellschaft und ich weiss, wie die tickt. Und was das Mindset so ist. Und deswegen konnte ich gut voraussehen, was da so kommen wird. Der Unterschied aber ist jetzt, dass es sozusagen das als Zeitdokument gibt. Als Zeitungsartikel in prominenter Platzierung, und dass wir uns in 10 Jahren anhand dieser Sache nochmals anucken können, wie eben die Gesellschaft und zwar auch eine sogenannte Elite, also Theaterkritiker\*innen, getickt haben. Und was die auch für einen Wissens- beziehungsweise Nicht-Wissensstand haben im 2017.

Kommentiert [MA191]: Kritik an der Gesellschaft.

Kommentiert [MA192]: Sichtbarkeit

Kommentiert [MA193]: Kritik am Feuilleton,

Kommentiert [MA194]: Ignoranz

0:17:02.1 DW: Die Wirkung von Reckes Schwarzkopie von Mittelreich geht weit über das Bühnenerlebnis hinaus. Die besagten Theaterkritiken, die hausinternen, die externen Diskussionen, die Einladung zu Festivals. Das alles ist längst Teil des Projekts geworden und weist auf vielen Ebenen darauf hin, wie gross der blinde Fleck in Sachen Rassismus, Diversität und Vorurteilen im Kulturbetrieb ist. In diesem Sinne haben Anta Helena Recke und ihr Team schon ziemlich viel erreicht.

Kommentiert [MA195]: Kraft des Theaters/der Kunst

Kommentiert [MA196]: Stück hat die Kritik inhärent /Gesellschaftskritik

Kommentiert [MA197]: Rassismus, Diversity, Vorurteile, Kritik am Kulturbetrieb

Auswertung

### 1 Gesamteindruck

Der Beitrag behandelt übergreifend die Frage nach der Sichtbarkeit und der Professionalität von nicht-weißen SchauspielerInnen – und TheatermacherInnen. Das Thema Migrationsgesellschaft wird verhandelt, indem Alltagsrassismus als Normalität auf Bühnen kritisch beleuchtet wird. Der Beitrag reiht sich in die Blackfacing-Debatte ein, die einige Jahre zuvor im deutschsprachigen Raum ausgelöst wurde.

### 2 Diskursposition

In der Gesprächssituation gibt es zwei klare Rollen: Die Autorin, die einordnet und die Regisseurin (AR), die teilweise als Subjekt mit einer eigenen Geschichte, aber manchmal auch als Objekt der Themen der Autorin (DW) instrumentalisiert wird. Denn bereits im Lead wird die Frage, weshalb es so wenige Schwarze SchauspielerInnen auf deutschsprachigen Bühnen gibt, beantwortet. Somit ist die Regisseurin nur noch „Beweis“ für die bereits aufgestellte These der Autorin. Die Absicht der Autorin, Rassismus auf der Bühne und in der Gesellschaft zu besprechen ist stark spürbar und entsprechende Fragestellungen (die im Beitrag nicht zu hören sind) lassen sich erahnen.

### 3 Themen der im Artikel angesprochene Diskursfragmente

Deutlich mehrfach angesprochene oder herausgehobene Fragmente sind markiert:

**Rassismus/Alltagsrassismus/Vorurteile (8)**

Kolonialismus/Postkolonialismus (1)

Stereotypisierung (2)

**Chancen / Chancengleichheit (2)**

Platzzuweisung (1)

**Diversity (3)**

Skandal (1)

Widerstand (1)

Repräsentation (1)

**Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3)**

Ignoranz (1)

Normalität (2)

**Empowerment (3)**

Experiment / Wagnis (1)

Veränderung (1)

Unterdrückung (2)

**Gesellschaftskritik / Blinde Flecken (6)**

**Erfolg/Aufstieg (5)**

Blick (1)

**Un-/Professionalität (1)**

Subjekt/Objekt (1)

Macht der Kunst (1)

4 Mögliche Gruppierung der dominanten Diskursstränge:

Empowerment-Diskursstränge: Raum einnehmen auf der grossen Theaterbühne

Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3)

Gesellschaftskritik / Blinde Flecken (6)

Empowerment (3)

Diversity (3)

Erfolg/Aufstieg (5)

Unterdrückungs-Diskurse

Rassismus/Alltagsrassismus/Vorurteile (8)

Un-/Professionalität (1)

Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3)

Chancen / Chancengleichheit (2)

Dominante Aussagen:

Die Regisseurin hinterfragt die Rezeption sehr stark. Das Theater und die Möglichkeiten des Mediums werden nicht sehr prominent diskutiert.



## Analyse Teil 2: Auswertung

### Auswertung

Kategorien für die Auswertung:

K 1 Migrantische Subjekte werden in der Schilderung der Migrationsgesellschaft überwiegend als solche hervorgehoben.  
- Wie werden migrantische Subjekte in der Schilderung der Migrationsgesellschaft hervorgehoben?

K 2 Die Diskursstränge lassen sich überwiegend entweder der Kategorie "potenzialorientiert" oder "problemorientiert" zuordnen.  
- Welche Diskursstränge sind problemorientiert, welche potenzialorientiert?  
Markiert anhand der Kategorien **Potenzial** und **Problem**.

Text 1	Text 2	Text 3
<p><b>Unterdrückung (4)</b> Rassismus (2) <b>Aufstieg (3)</b> Repräsentation (4) Anerkennung (2) Aneignung (1) <b>Instrumentalisierung (2)</b> <b>Erfolg (7)</b> Hybridität (6) Essentialismus (1) Postmigration (2) <b>Ignoranz (3)</b> Glück (2) Sichtbarkeit / Hörbarkeit (6) <b>Transkulturelle Sprache</b> / Transkulturalität (7) Transnationale Geschichte (2) Postkoloniale Kritik (3) <b>Fremdzuschreibung / Fremder Blick (4)</b> Macht-/ Ohnmachtspositionen/ Agency (6) Heimat (2) Stimme / Sprache (7) Herkunft (2) Mobilität (4) <b>Kosmopolitismus (1)</b> Bildung (1) <b>Exklusion (2)</b> <b>Kategorisierung</b> <b>Schubladisierung/Etikettierung (5)</b> <b>Konflikt (1)</b> Fluidität (2) Empowerment/Kraft/Stärke (5) <b>Macht der Kunst (2)</b> Inklusion (1) Identität (2) Solidarität (1) <b>Flucht (2)</b></p>	<p><b>Fremdheit/Fremder Blick (6)</b> Heimat (3) Kulturbegriff essentialistisch (3) <b>Verlust / Konflikt / Gefahr (4)</b> Mobilität (1) <b>Entfremdung (1)</b> Sprache (1) Herkunft / Abstammung (4) Ethnisierung / Orientalisierung (3) <b>Zuschreibung / Kategorisierung (6)</b> <b>Exklusion (3)</b> Biografie (4) Exotisierung (3) Multikulturalität (2) Gleichstellung (2) <b>Rassismus (1)</b></p>	<p><b>Rassismus/Alltagsrassismus/Vorurteile (8)</b> Kolonialismus/Postkolonialismus (1) <b>Stereotypisierung (2)</b> Chancen / Chancengleichheit (2) <b>Platzzuweisung (1)</b> <b>Diversität (3)</b> <b>Skandal (1)</b> Widerstand (1) Repräsentation (1) Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3) <b>Ignoranz (1)</b> Normalität (2) Empowerment (3) Experiment / Wagnis (1) Veränderung (1) <b>Unterdrückung (2)</b> Gesellschaftskritik / Blinde Flecken (6) <b>Erfolg/Aufstieg (5)</b> Blick (1) Un-/Professionalität (1) Subjekt/Objekt (1) <b>Macht der Kunst (1)</b></p>
<p>Auswertung These 2.1: Die im Feuilleton dominanten Diskursstränge normalisieren die Sicht auf die Migrationsgesellschaft zwischen den Polen „Probleme“ und „(kulturelles) Potenzial“.</p>		
<p>Gruppierung der Diskursstränge anhand der Thesen Problem/Potenzial</p> <p><b>Potenzialorientierte Diskursstränge:</b> Erfolg (7)</p>	<p>Gruppierung der Diskursstränge anhand der Thesen Problem/Potenzial</p> <p><b>Potenzialorientierte Diskursstränge:</b> Fremder Blick (6)</p>	<p>Gruppierung der Diskursstränge anhand der Thesen Problem/Potenzial</p> <p><b>Potenzialorientierte Diskursstränge:</b> Diversität (3) Erfolg/Aufstieg (5)</p>

Transkulturelle Sprache/Transkulturalität (7) Aufstieg (3) Fremder Blick (4) Macht der Kunst (2) Anerkennung (2) Kosmopolitismus (1)  <u>Problemorientierte Diskursstränge</u> Flucht (2) Kategorisierung/ Etikettierung (5) Macht-/ Ohnmachtspositionen/ Fremdzuschreibung (4) Unterdrückung (4) Konflikt (1) Ignoranz (3) Instrumentalisierung (2) Exklusion (2) Sichtbarkeit / Hörbarkeit (6)	<u>Problemorientierte Diskursstränge</u> Zuschreibung / Kategorisierung (6) Fremdheit (6) Verlust / Konflikt / Gefahr (4) Entfremdung (1) Rassismus (1) Exklusion / Abgrenzung (3)	Macht der Kunst (1)  <u>Problemorientierte Diskursstränge</u> Rassismus/Alltagsrassismus/Vorurteile (8) Stereotypisierung (2) Platzzuweisung (1) Skandal (1) Ignoranz (1) Unterdrückung (2) Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3)
Weitere Diskursstränge / andere mögliche Strukturierungen:		
<u>Postkoloniale Diskursstränge</u> Unterdrückung (4) Repräsentation (4) Sichtbarkeit / Hörbarkeit (6) Kategorisierung/ Schubladisierung/Etikettierung (5) Stimme / Sprache (7) Fremdzuschreibung / Fremder Blick (4)  <u>Empowerment-Diskursstränge</u> Empowerment/Kraft/Stärke (5) Macht-/ Ohnmachtspositionen/ Agency (6)  <u>Postmigrantische Diskursstränge</u> Hybridität (6) Sichtbarkeit / Hörbarkeit (6) Transkulturelle Sprache/Transkulturalität (7) Macht-/ Ohnmachtspositionen/ Agency (6) Kosmopolitismus (1) Fluidität (2) Hybridität (6)	Herkunft / Abstammung (4)	<u>Postmigrantische Diskursstränge</u> : Raum einnehmen auf der grossen Theaterbühne  Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3) Gesellschaftskritik / Blinde Flecken (6) Empowerment (3) Diversity (3) Erfolg/Aufstieg (5)  <u>Unterdrückungs-Diskursstränge</u> Rassismus/Alltagsrassismus/Vorurteile (8) Un-/Professionalität (1) Sichtbarkeit / Unsichtbarkeit (3) Chancen / Chancengleichheit (2)

#### A Auswertung

Insgesamt lassen sich mehr Diskursfragmente und -stränge finden, die entweder der der Kategorie Problem oder Potenzial zugeordnet werden können, als jene, die weder-nach sind. Problemorientierte Stränge sind häufiger. Innerhalb der Problem-Diskursstränge ist inhaltlich zwischen defizitorientierten Diskursen und kritisierenden Diskursen zu unterscheiden. Die Hervorhebung des kulturellen Potenzials zeigt sich eindeutig in Fragmenten, in denen es um den Erfolg und das Empowerment der migrantischen Subjekte geht. Der Fokus auf die migrantischen Subjekte zeigt sich in der qualitativen Auswertung mit inhaltsanalytischem Charakter. Dabei ist insbesondere zu berücksichtigen, dass die Diskurspositionen relevant sind, aus der der Fokus entsteht. Dies wird direkt im Resultateteil der Arbeit diskutiert.

#### #1 Migration als Defizit

Verlustdiskurse

"...eine 14-Jährige die ihre ganze Heimat aufgeben muss, die auf einen Schlag die ganze Kindheit loswird, ihre Kultur aufgeben muss, die ihre Sprache aufgeben muss."

"Sie bringt das ziemlich gegen Ende auf den Punkt. 'Ich habe drei Sprachen: eine Geistersprache, 'das ist meine Muttersprache, die ich eigentlich verloren habe.' Sie spricht sie zwar noch. Aber sie arbeitet nicht dieser Sprache weiter, schon gar nicht literarisch. Das ist die Sprache der Mutter, 'die meine Zunge mit Milch und Honig in Beschlag genommen hat', wie sie sagt mit einem schönen Bild. Und sie hat die Zweitsprache Deutsch, in die sie mit 15 hineinwachsen muss und die ihr ewig defizitär vorkommt. Also eine Krückensprache. Und dann erst noch die Sprache der Nazis, wie sie einmal sagt. Also diese zwei Sprachen, in beiden ist sie nicht richtig zu Hause."

Konfliktdiskurse

"...dort kommt dieses ja... Kulturclash, das Zusammentreffen zwischen Europäischem und Orientalischem sehr schön rüber."

"Es hat immer wieder einzelne sehr schöne Sequenzen. Diesen Brief an David, wie es ist als Fremde. Wie man als Fremde in dieser Kulturschickeria oder überhaupt hier wahrgenommen wird, solange man den Exotikbonus hat, ist man akzeptiert und ist alles gut. Aber sobald man gleichgestellt sein möchte, kommt der Hass. Sie schreibt das wirklich krass. Sobald man gleich sein will wie die einheimischen, wird man gehasst. Das sind immer wieder schöne Perlen, die sie da ausarbeitet."

"Und was dahintersteht, hat eben nicht mit Können oder Talent zu tun, sondern mit der Vorstellung, dass schwarze Schauspieler nur schwarze Charaktere spielen können. Wo das umgekehrt für Weiße eben nicht gilt. Ich glaube, das wird's interessant, weil sich da eben rassistische Denkstrukturen zeigen, die ganz tief in unserer Wahrnehmung verankert sind."

Kollektivsymbole

Die Fragmente sind umgeben von starken Kollektivsymbolen, die von einer gewissen Heftigkeit und Gewalt zeugen. "Auf einen Schlag" und auch der "Clash" lassen die Probleme der Migration als sehr bedrohlich für die betroffenen Individuen wirken. Das Kollektivsymbol Anker, steht für die Festfahrenheit und das Unbewegliche der gesellschaftlichen Denkweise.

#2 Kritik der Repräsentationsverhältnisse

Unsichtbarkeit

"Naja, es ist natürlich so, dass man in so einer grossen Kulturinstitution sich schon wundert, dass unter ca. 350 Mitarbeiterinnen fast keine nicht-weissen Mitarbeiter da sind. und vor allem auf der Repräsentationsebene innerhalb des Ensembles, das ja das Gesicht eines Theaters und auch irgendwie einer Kulturwelt ist. das ist eine sehr laute Abwesenheit..."

Kategorisierung / Unsichtbarkeit

"Mit erstem Buch "Halbgedichte einer Gastfrau" wurde ich wahrgenommen. Und seitdem werden meine Schriften in der Öffentlichkeit gar nicht mehr diskutiert. Ich werde zu Lesungen eingeladen. Meistens steht: „Wir brauchen eine Ausländerin.“"

Kategorisierung

"Manchmal steht ich sei die Stimme von Migrantinnen. Da stehen mir die Haare zu berge. Das ist Misserfolg dann für mich. Weil ich wollte, eben wie gesagt, als Dichterin in die Geschichte eingehen und nicht als die Stimme von irgendeinem Vogel oder irgendeiner Tierart oder Menschen. Das ist diese Zwiespalt."

"Man möchte kein Etikett umgehängt bekommen. Ich finde es handkehrum sehr wichtig, dass Menschen, die ähnliche Biografien haben, sich inspiriert fühlen, bekräftigt fühlen. Gerade auch eine jüngere Generation. Die sagt: Du bist für mich eine wichtigere Repräsentantin, genauso wie Dragica das für mich ist."

Fremddarstellung

"Ich glaube nicht, dass jemals ein Stück, das im grossen Saal der Münchner Kammerspiele gezeigt wurde, unter dem Gesichtspunkt, ob es professionell sei, diskutiert wurde. Und es ist sehr interessant, dass unser Stück, das diese selbstbewusste nicht-weiße künstlerische Position darstellt, unter diesem Gesichtspunkt in allen, also auch den positiven, Kritiken besprochen wurde. Und das zeigt nämlich, dass wann immer man als nicht-weiße Person professionell auftritt, die Professionalität erstmal in Frage gestellt ist oder zur Disposition steht. Und dass ist immer ein Moment von „sich-beweisen-müssen“ gibt. Egal ob die Position, die da auftritt, selber dieses Gefühl hat oder nicht.

Kollektivsymbole

Das Paradoxon der lauten Abwesenheit eine Dringlichkeit aus, dass die "Schieflage" korrigiert werden muss in eine laute Anwesenheit.

*#Erfolg*

Macht der Kunst

"Ich finde schon, dass wir als Schreibende auf der Ebene der Sätze und der Worte sehr viel sagen können. Und auch müssen. Ich muss das einfach, ...ich will das für mich beanspruchen. Und natürlich wir müssen auch gehört werden."

"Reckes Inszenierung ist bislang nur gerade dreimal gezeigt worden. Hat aber schon viele Diskussionen ausgelöst und wurde zu renommierten Festivals eingeladen. Etwa dem Berliner Theatertreffen."

"Die Wirkung von Reckes "Schwarzkopie von Mittelreich" geht weit über das Bühnenerlebnis hinaus. Die besagten Theaterkritiken, die hausinternen, die externen Diskussionen, die Einladung zu Festivals. Das alles ist längst Teil des Projekts geworden und weist auf vielen Ebenen darauf hin, wie gross der blinde Fleck in Sachen Rassismus, Diversität und Vorurteilen im Kulturbetrieb ist. In diesem Sinne haben Anta Helena Recke und ihr Team schon ziemlich viel erreicht."

Fremder Blick

"Dieses gehört werden, das verbindet sie ja beide. Dieser Wille gehört zu werden. Ist es da hilfreich, wenn man gewissermassen zwei Sprachen und zwei Erfahrungen zur Verfügung hat? Wenn man eine, ich sage mal, duale Vergangenheit hat. Und wenn man sich zweier Sprachen bedienen kann?"

"Bis ich in die Schweiz kam, habe ich schon geschrieben. Eine andere Poetik. Ich war geschult an kroatische Dichtung. Was für mich als Möglichkeit in einer fremden Sprache hat etwas Unschuldiges. Diese Geschichte der Wörter kenn ich nicht, will ich gar nicht kennen. In meiner Sicht liegt der fremde Blick auf meiner Sprache. (...). Für mich ist das eine ganz logische Sicht der Dinge, der Welt. Denn ich erkläre dann, was bedeutet das in der Sprache in der ich... es ist eine Liebesgeschichte zwischen Kroatisch und Deutsch."

"Es mir ging es ähnlich. Der erste Teil ihrer Kindheit, wo sie wunderschöne Bilder bringt. Der Osten ist Tee und Zeit, der Westen ist Arbeit."

"...weil das ist ja das poetologische Rezept, das sie hat. Also, dass sie eigentlich eine europäisierte Orientalin ist und genau so versucht sie schriftstellerisch tätig zu sein."

*# Erfolg durch Empowerment*

"Ich hatte das Gefühl..., für alle beteiligten... in dem Moment, wo wir uns zum ersten Mal getroffen hatten und hier in den Kammerspielen im Raum sassen. Dass jeder für sich auf eine Art und Weise davon überwältigt war. In so einem Raum mit nur schwarzen Menschen zu sein. Also ich glaube die wenigsten von uns haben das tatsächlich vorher schon mal erlebt. Also, ganz grundsätzlich in ihrem Leben. Was das so auslöst."

## B Methodologische Erkenntnisse

Dass alle drei Beiträge überwiegend Gesprächsformate sind, erlaubt einen Blick auf Diskurspositionen und diskursive Asymmetrien. Um eine Ausgewogenheit der Resultate zu erreichen, hätten allerdings weitere Formate hinzugezogen werden müssen.

Kontext bewegt sich bereits auf der Meta-Ebene, weil es ein gesellschaftskritisches Format ist, das schon vorhandene "Texte" in Form von Theater, Büchern, Rezensionen etc thematisiert. Diese müssten für eine ganzheitliche Diskursanalyse ebenfalls einfließen.

Eine Kategorie der Auswertung könnte ebenfalls der Ton sein, in dem etwas gesagt wird.

Das in These 2 definierte Spannungsfeld zwischen "Potenzial" und "Problem" könnte erweitert werden mit den Kategorien "Postmigrantisch" und "Postkolonial". So würde insbesondere die Nähe des Feuilletons zu Spezialdiskursen fundierter identifiziert werden. Die dieser Diskursanalyse zu Grunde liegende grosse Frage "Wie lässt sich Kultur- und Gesellschaftskritik und aufgeklärter Diskurs führen?" könnte so auf weiteren Ebenen beantwortet werden. Allerdings müsste dann eine Literaturanbindung zu Positionen der Postcolonial Studies erarbeitet werden, was den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde.

Der Erfolgdiskurs zeigt sich in der Auswertung sehr dominant. Allerdings ist hier ein direkter Zusammenhang mit der Migrationsgesellschaft schwierig; Erfolg ist immer auch Nachrichtenwert und macht eine Geschichte überhaupt erst zur Medienstory.

### Weitere Erkenntnisse

Der Empowermentdiskurs geschieht durch eine genrespezifische Normalisierung in Form der Schilderung der Macht des Schreibens und der Inszenierung: die Stimme erheben / sichtbar machen.

In Bezug auf die Genres Literatur (Geschichten) und Theater (Spiel) stellt sich die Frage der Wirklichkeit: Wann muss die Realität abgebildet werden, wann nicht?